

Mitteilungen aus dem

Quickborn

Vereinigung von Freunden der niederdeutschen Sprache und
Literatur in Hamburg

9. Jahrg.

Hamburg, Mai 1916

Nr. 3

Inhalt: Hendrik Conscience. Von Prof. Dr. C. Vorchling. — Eine plattdeutsche Dichterin vor
200 Jahren. Von Dr. Ludwig Vette. — Kriegsbriefe. — Rundschau. — Sprachdecke. —
Theater. — Bücherbesprechungen. — Aus Zeitschriften und Tageszeitungen. — Aus der
Vereinigung Quickborn in Hamburg.



Hendrik Conscience
1857

Hendrik Conscience.

Von Conrad Borchling.

Zwei Momente haben der jungen nevlämischen Dichtung, als sie zu Anfang des 19. Jahrhunderts unter dem Einflusse der Ideen der Romantik und des ganz Europa belebenden Nationalitätsgedankens aus ihrem 200jährigen Schlummer erwachte, fördernd die Wege geebnet: einmal der altererbte, aber ganz in Vergessenheit geratene Schatz der altvlämischen Literatur, und zum anderen die kräftige Stütze, die das neugegestaltete Vlämische an der Schrift- und Literatursprache der stammverwandten Nordniederländer fand. Gerade die völlige Isolierung der südlichen Provinzen in den traurigen Jahrhunderten von 1600—1800 hatte den bedauerlichen Tiefstand der vlämischen Sprache und Dichtung wie des vlämischen Selbstbewußtseins hervorgerufen. Ängstlich wehrten Klerus und Regierung alle Einflüsse aus dem kaiserlichen Norden ab, und so kommt es, daß die spanischen, nachher österreichischen Niederlande wie an der politischen Hochblüte Hollands, so auch an dem goldenen Zeitalter der holländischen Dichtung und Kunst keinen Anteil gehabt haben. Unbedeutende geistliche Nachahmer des Vater Cats und Bondels, wie Pater Adriaan Poiters (genannt „de Roomsche Cats“) und Michiel de Swaen, sind die einzigen Namen, die etwas besseren Klang haben; sonst ist die Pflege der vlämischen Dichtkunst damals ganz den verzopften Nachfahren der alten Rederijker-Kammern überlassen, die bei aller Wahrung der alten Formen doch eine trostlose Ode der Kunstübung zeigen.

Aus der Tradition der Rederijker ist aber auch der Mann hervorgegangen, der der Erneuerer der vlämischen Bewegung werden sollte, Jan Frans Willems. Mit preisgekrönten Gedichten und Theaterstücken hat er sich seine ersten Lorbeeren errungen, und als er nach der endgültigen Beseitigung der französischen Fremdherrschaft 1815 an die planmäßige Organisierung der vlämischen Bestrebungen in Sprache und Dichtung herantrat, da war es wiederum die alte Idee der Rederijker-Kammern, die ihn leitete. Überall suchte er die in der französischen Zeit meist zu Grunde gegangenen Vereinigungen wieder zu beleben und so das ganze vlämische Land mit einem dichten Netze von Rederijker-Kammern zu überziehen. Seine eigene Dichtung behielt immer den etwas steifen Ton, die Förmlichkeit und Kühle der klassizistischen Richtung bei. So wirkt Willems eigentlich fast wie ein Nordniederländer, und man versteht, wie dieser Mann als Dichter wie als Gelehrter den innigsten Anschluß an die nördlichen Stammesbrüder suchen mußte. Gerade dadurch hat er aber bestimmend für die ganze vlämische Bewegung gewirkt. Er war während der 15 Jahre der niederländischen Herrschaft in Belgien (1815—1830) bei der Regierung sehr gut angeschrieben, und wenn es ihm auch damals noch nicht gelang, seine vermittelnden Vorschläge für die Einigung der nord- und südniederländischen Orthographie durchzu-

setzen, so konnte doch seitdem von einer völligen Loslösung der vlämischen von der holländischen Sprache keine Rede mehr sein. Auch die schwere Erschütterung der belgischen Revolution von 1830, die die vlämische Bewegung zunächst völlig zu ersticken drohte und auch Willems für 5 Jahre in die Verbannung nach Ceeloo trieb, konnte Willems Führerstellung doch nicht mehr beseitigen: im April 1835 bereits berief ihn die belgische Regierung nach Gent zurück und zeichnete ihn bald in jeder Weise aus. In seiner Verbannung aber hatte Willems inzwischen die mittelalterliche vlämische Poesie wiederentdeckt und war insbesondere durch ihre köstlichste Perle, den „Keinaert“, in solche Begeisterung versetzt, daß er von nun an seine Lebensarbeit darin sah, diese alten Schätze systematisch zu erschließen und in sorgfältigen Ausgaben und Bearbeitungen für die Gegenwart bereitzustellen. Es ist bekannt, wie sehr ihn darin deutsche Gelehrte, Jacob Grimm, Ahland, Joseph Mone, und vor allem Hoffmann von Fallersleben unterstützt haben. Aber auch in seiner unmittelbaren Nähe erwuchs ihm in Gent ein Kreis von verständnisvollen Helfern in den vlämischen Gelehrten und Dichtern Blommaert, Snellaert, Prudens van Duyse und Ledegand, die zusammen den Kreis der Genter Schule bilden, jene erste, durchaus von Willems beherrschte Periode der neu-vlämischen Dichtung.

1837 gab Willems in Gent den ersten Band seines „Belgisch Museum“ heraus, das für das nächste Jahrzehnt bis zu Willems Tode (1846) das vornehmste wissenschaftliche Organ der niederländischen Sprach- und Literaturforschung wurde. Im selben Jahre 1837 erschien in Antwerpen, ebenfalls auf Subskription gedruckt, das Erstlingswerk eines jungen vlämischen Dichters, ein rasch hingeworfenes, roh gezimmertes Machwerk, dessen Vlämisch recht anfechtbar war, das aber gleichwohl durch den mächtigen Schwung der Sprache und die farbenreiche, hinreißende Schilderung den Beginn einer neuen Periode der vlämischen Literatur bedeutete. Es war „Het Wonderjaar“ von Hendrik Conscience. Ein stürmisches Jahr aus der Geschichte seiner Vaterstadt hatte der junge Antwerpener hier mit dem ganzen Temperament des Südniederländers wiedererstehen lassen; sein Herz ist bei diesen streitbaren Geusen, und die große Zeit des niederländischen Freiheitskampfes klingt und singt durch den Roman. Hier ist von keiner Gelehrsamkeit die Rede, hier spüren wir keine nordniederländische Kühle, hier hat ein Dichter das Wort, der von seinem französischen Vater noch etwas mehr als nur den Namen geerbt hat. Aber Temperament und Erzählergabe allein haben doch den durchschlagenden Erfolg der Conscience'schen Romane nicht herbeigeführt. Wenn dieser Dichter mit dem halb französischen Namen der Schöpfer der neuvlämischen Volksliteratur geworden ist, so liegt das im letzten Ende doch vielmehr daran, daß er mit dem vlämischen Lande und dem vlämischen Volkstum so überaus eng verwachsen ist. Sein „vlämisches Herz“ ist das Erbteil seiner Mutter, einer einfachen Frau aus dem vlämischen Volke, aber einer echten Vlāmin, die kein Wort Französisch verstand, als Pierre François Conscience, der alte

Seemann und damalige napoleonische „contre-maître“ der Antwerpener Schiffswerften, sie heiratete. Bald nachdem ihnen am 3. Dezember 1812 ihr zweiter Sohn Hendrik geboren war, ging die Herrlichkeit des großen Korfen in Trümmer; der Vater Conscience verlor sein Amt, aber er blieb in Antwerpen und verdiente sich sein Geld bei dem Abbruch von alten Schiffen, während die Mutter einen Kräuterladen aufmachte. In einem malerischen Viertel des alten Antwerpen wächst der Knabe auf, die Stadt und das kleinbürgerliche Leben, das ihn umgibt, wird seine Heimat und behauptet in seiner Dichtung stets einen hervorragenden Platz. Als die Mutter schon 1820 stirbt, zieht der Vater mit seinen beiden Söhnen hinaus vor das Tor des alten Antwerpen und baut sich hier draußen im Grünen aus alten Schiffsplanken ein primitives Sommerhaus. Hier haust die Familie vier Jahre lang, und das Leben in diesem idyllischen „Groenen Hoek“ ist dem Dichter später eine seiner schönsten Erinnerungen, eine Art „Jungsparadies“. Hier hat er auch seine innige, liebevolle Naturbetrachtung gewonnen, die später seine Werke auszeichnet. Insbesondere gedenkt er dabei als seines Lehrers eines alten Geistlichen, der sich ebenfalls dort draußen angesiedelt hatte und sich gerne von dem aufgeweckten Knaben auf seinen Spaziergängen begleiten ließ. Sonst hatte das Elternhaus und die kleinbürgerliche Umgebung dem in den ersten Lebensjahren zudem recht kränklichen Hendrik an geistiger Kost wenig geben können. Er hat die alten Volksbücher von Malagis und Vivian, von den Haimonskindern, von Fortunatus verschlungen, im Puttschenellenteller die alten Marionettenspiele kennengelernt und das Beste schließlich noch aus den alten niederländischen Reisebeschreibungen geschöpft, die der Vater in seinem Althandel angekauft hatte. Die pathetische Sprache der Volksbücher und Volkschauspiele findet man un schwer im „Wunderjahr“ wieder, und auf den Stoff dieses Erstlingswerkes hatte ihn eben solch ein alter Schmöker aus Vaters Besitz geführt. Erst als junger Lehrer hat Conscience die gute slämisch-niederländische Schriftsprache erlernt; das war noch zur Zeit der niederländischen Regierung. Das Idyll im „Grünen Winkel“ war aufgelöst worden, als Consciences Vater 1826 eine Bauerntochter aus Dostmalle als zweite Frau heimführte. Dieser zweiten Ehe entsprangen noch 9 Kinder; so mußten die beiden Söhne aus erster Ehe sich wohl oder übel auf die eigenen Füße stellen. Hendrik wurde, nach unglaublich rasch erledigter Lehrzeit, Schulmeister an kleineren Privatschulen und hat hier für seine eigene Ausbildung noch manches nachholen können.

Aus dieser Tätigkeit riß ihn zwei Jahre später die Revolution von 1830. Er trat als Freiwilliger in das belgische Heer ein und verlebte die nächsten Jahre meist in den Antwerpener „Kempen“, den großen Heidebezirken der Provinz Antwerpen, wo sein Regiment bald hier, bald dort als Besatzungstruppe lag, ohne daß es zu größeren Kampfhandlungen gekommen wäre. In dieser Zeit lernte Conscience die Heiden der „Kempen“ lieben; fortan traten sie in seiner dichterischen Phantasie gleichberechtigt neben die Stadt Antwerpen,

und immer wieder hat er sich später, wenn ihm das Getriebe der Stadt und des politischen Lebens zu viel wurde, in die Einsamkeit der „Kempen“ geflüchtet, um sich zu erholen. In seiner militärischen Laufbahn hatte Conscience wenig Glück; dafür entwickelte er sich in den 6 Jahren seiner freiwilligen Dienstzeit aus einem wenig brauchbaren Soldaten zu einem in seinem kleinen Kreise bereits geschätzten Dichter. Allerdings waren diese ersten poetischen Versuche, Nachahmungen der französiierenden romantischen Lyrik seines Antwerpener Jugendfreundes Jan de Laet, ebenso wie seine witzigen Spottverse auf militärische Vorgesetzte, rein französisch empfunden und abgefaßt. Durch de Laet hörte er aber auch von einigen vlämischen Dichtern, wie dem Antwerpener Volksdichter Theodor van Rijnswijt und dem berühmten Prudens van Duyse. Es ist aber bezeichnend, daß Conscience damals bei einem gelegentlichen Aufenthalt in Dendermonde den dort wohnenden van Duyse nicht aufzusuchen wagte, weil er selbst so schlecht Vlämisch sprach und van Duyse zu wenig Französisch verstand.

Durch de Laets Einfluß wurde Conscience, als er dann endlich 1836 den Heeresdienst ganz aufgab und nach Antwerpen zurückkehrte, in den Kreis der jungen Künstler und Schriftsteller eingeführt, der im Gasthause „Het zwarte Paardken“ verkehrte und aus dem die führenden Männer der nächsten Jahrzehnte hervorgegangen sind. Schon vor der Umwälzung von 1830 hatte sich gerade in Antwerpen vlämische Dichtung und vlämische Kunst, in erster Linie die Malerei, zu engem Bunde zusammengefunden. Matthias van Bree, der erste Direktor der Antwerpener Kunstakademie und Stifter der 1816 begründeten Gesellschaft: „De Kunstvrienden“, hat auch mehrere vlämische Theaterstücke geschrieben. Selbst J. Fr. Willems hat in seinem Jugenddrama „Quinten Matys“ 1816, das zu der Rückkehr der von den Franzosen geraubten Antwerpener Gemälde aus Paris aufgeführt wurde, einen niederländischen Maler verherrlicht, der zugleich ein warmer Verteidiger der Volkssprache ist. Wenn aber in der vlämischen Bewegung des 19. Jahrhunderts Literatur und Kunst so unauflöslich miteinander verbunden erscheinen, so ist das doch erst das Verdienst der Antwerpener Schule der 30er Jahre. Unter dem hinreißenden Einflusse der französischen Romantik haben diese jungen Antwerpener Künstler der älteren klassizistischen Richtung in der Malerei wie in der Dichtung bewußt Fehde angekündigt; durch den Reichtum an hochbegabten Köpfen aber haben sie nicht nur einen schnellen Sieg errungen, sondern auch eine neue Kunst in zahlreichen Denkmälern hingestellt und damit dem belgischen Volk die neue Kunst gegeben.

Was für die belgische Malerei ein Wappers und de Keyser geleistet haben, das hat Hendrik Conscience für die vlämische Literatur getan, und es ist bezeichnend, daß eine spezifisch belgische Literatur in französischer Sprache erst etwa zwei Jahrzehnte später einsetzt! Conscience hatte sein „Wonderjaar“, das als Probestück für die Aufnahme in den Kreis des „Schwarzen Pferdchen“ bestimmt war, zunächst französisch angefangen, dann aber auf einen Wurf

in vlämischer Sprache ausgeführt. Das Werk erregte den stürmischen Beifall der Tafelrunde, und die jungen Maler stritten um die Ehre, es illustrieren zu dürfen. Allein der auf Subskription unternommene Druck ergab ein Defizit, und als ein noch im selben Jahre erschienenenes zweites Werk des Dichters „Phantazij“, eine Sammlung prosaischer und poetischer Stücke, einen (verdienten) Mißerfolg hatte, ging Conscience in sich und bereitete nun durch sorgfältige Studien in den alten Quellen und an dem Orte der Handlung einen großen historischen Roman vor, der sein Schicksal entscheiden sollte. So kam im Jahre 1838 der „Löwe von Blandern“ heraus, und dieses Werk hat in der That Consciences Ruhm und seine ungeheure Volksfülligkeit begründet. Hier hatte der Dichter das ruhmvollste Ereigniß der altvlämischen Geschichte, die Sporenschlacht bei Kortrijt 1301, die Blandern von der französischen Oberherrschaft befreit hat, als Mittelpunkt der Handlung seines großen Romans gewählt und in farbenprächtigen Bildern das ganze mittelalterliche Blandern wiedererstehen lassen. Was die gelehrten Begründer der vlämischen Bewegung, Willems und sein Kreis, durch die Wiederentdeckung der altniederländischen Literatur einem engeren Kreise von Gebildeten nahegebracht hatten, den Ruhm und die Herrlichkeit des alten Blanderns, das breitete jetzt ein echter Volkserzähler vor der großen Masse des vlämischen Volkes aus und hämmerte zugleich seinen Landsleuten eindringlich die Mahnung ins Herz: Eifert den Vorfahren an Tüchtigkeit und Heldentaten nach und führt Ihr das lebende Blandern zu neuem Ruhm und Glanz hinauf! So ist Conscience im besten Sinne der Lehrmeister seines Volkes geworden.

Zunächst hatte er aber noch einige schwere Jahre durchzumachen, in denen seine äußeren Verhältniſſe zeitweilig recht ungünstig waren, und in denen er auch so gut wie garnichts publiziert hat. Als das „Wonderjaar“ gedruckt werden sollte, überwarf er sich vorübergehend mit seinem Vater und verließ das väterliche Haus ganz. Den „Löwen von Blandern“ hat er in de Laets Hause vollendet. Doch die Not wurde größer: seine Betonung eines ausgesprochen vlämischen Standpunktes machte ihn bei Staats- und Stadtverwaltung unbeliebt; und als eines Abends im Februar 1839 nach einer Aufführung des dramatisirten „Wonderjaars“ und einer daran angeschlossenen leidenschaftlichen Ansprache Consciences das aufgeregte Publikum dem Antwerpener Bürgermeister Legrelle die Fenster einwarf, sah sich der Dichter genötigt, die kleine Beamtenstellung bei der Stadt, die er seit einiger Zeit bekleidete, niederzulegen. Verzweifelt gibt er die Schriftstellerei ganz auf und wird Gärtnerlehrling bei einem ihm von früher befreundeten Gärtnereibesitzer. Acht Monate ist er so ganz von seinen Freunden getrennt, bis ihn diese schließlich im Dezember 1839 mit sanfter Gewalt wieder aus seiner freiwilligen Verbannung hervorziehen: er soll im Auftrage der jüngeren Künstlerschaft die Gedenkrede auf Matthias de Bree, den eben verstorbenen Direktor der Kunstakademie, halten und entledigt sich dieser etwas heiklen Aufgabe so meisterhaft, daß er mit einem Schlage wieder

mitten in der künstlerischen und literarischen Welt drinsteht. De Brees Tod hatte außerdem in der Akademie die jüngere Schule zur Herrschaft gebracht, sein Nachfolger wurde Wappers, und dieser verschaffte seinem Freunde Conscience zunächst einmal den offiziellen Auftrag, eine Geschichte Belgiens zu schreiben, mit einem jährlichen Honorar von 1000 Fr., und bewirkte 1842 seine Ernennung zum griffier (Sekretär) der Akademie. Jetzt konnte Conscience auch einen eigenen Herd gründen, und so verheiratete er sich gleich darauf mit Maria Peinen, der Tochter eines englischen Diamantschleifers.

Damit hatte er endlich gesicherte äußere Verhältnisse erreicht, und es ist erstaunlich, wie nun mit einem Male seine schriftstellerische Arbeitskraft rege wird und er seit 1843 Jahr für Jahr ein, meistens sogar mehrere größere Werte herausbringt. Die Zeit von 1843—1856 kann man wohl als Consciences Blütezeit bezeichnen, und alles was er noch an künstlerischer Entwicklung durchgemacht hat, fällt in diese Jahre. Dem großen historischen Roman, der seinen Ruf begründet hatte, bleibt er sein ganzes Leben lang getreu. Ich nenne hier von den späteren Werken dieser Gattung nur noch den „Jacob van Artevelde“ (1849) und die „Kerels van Vlaanderen“ (1870). Ihnen allen ist der starke nationale Gehalt eigen, die farbenprächtige Schilderung, aber auch das für uns jetzt schwerere zu ertragende hohe Pathos, die übertreibende Darstellung der Charaktere, die starken Kontraste. Einem ästhetisch geläuterten Geschmack sagen Consciences große Romane heute nur noch teilweise zu, auf die unverbildete Art des einfachen Mannes oder des reiferen Knabenalters üben sie auch heute noch einen unwiderstehlichen Zauber aus. Was ihnen an ästhetischer Durchbildung fehlt, ersetzen sie durch ihre innerlichen Vorzüge, sie sind rein und kräftig, und wenn zuweilen dem Dichter sein vlämische Herz einen Streich spielt, so liest der heutige Leser über das allzu Gefühlvolle lächelnd hinweg. Solcher Lesestoff mußte aber dem vlämischen Volke von damals und jetzt, das Conscience doch in erster Linie im Auge hatte, ganz besonders zusagen; und um im eigenen Volke möglichst tief durchzudringen und Boden zu fassen, hat sich Conscience sogar zu einem Schritt entschlossen, der ihm nicht leicht gefallen sein mag: er hat 1843 einer leisen Überarbeitung seines Erstlingswerks, des „Wonderjaars“, im katholischen Sinne zugestimmt. Das ist ihm schwer verübelt worden, aber gerade ein so überzeugter Liberaler wie Pol de Mont hat in seinem Buch über Conscience (Haarlem 1883, S. 161 ff. Beilage 1) nachgewiesen, daß die Änderungen, die Conscience bei der 2. Auflage vornahm, sich außer ein paar kleineren Wortbesserungen auf die Einführung einer neuen Figur, des Vaters Franziskus beschränkten, damit die spanisch-katholische Partei in dem Buche wenigstens auch eine gute, edle Gestalt aufwiese und nicht aller Heldenmut und alle Tugend bloß auf der Seite der Geusen erschiene. Conscience hat durch dies Zugeständnis erreicht, daß seitdem die Geistlichkeit lebhaft für seine Romane eingetreten ist, und wir dürfen uns nicht darüber täuschen, erst dadurch ist Conscience in die vlämischen Schulen und in das vlämische Volk wirklich eingedrungen.

Rein künstlerisch genommen ist Conscience nach zwei Seiten über den großen historischen Roman hinausgeschritten: in einem einzelnen, aber sehr bedeutsamen Werk: „Eenige Vlazijden uit het Boek der Natuur“ (1846) erreicht seine feine, liebevolle Naturbetrachtung, seine epische Kleinmalerei des Lebens in der Natur, ihren Höhepunkt. Andererseits hat sich Conscience etwa seit der Mitte der 40er Jahre ein neues, reiches Gebiet für seine Erzählungskunst in der Dorfnovelle erobert. Der Stil dieser kleineren Erzählungen, von denen Conscience eine verschwenderische Fülle geschaffen hat, verrät natürlich in mancher Eigenheit seine Verwandtschaft mit den großen historischen Romanen. Auch hier finden wir die starken Farben, die scharfen Kontraste von Hell und Dunkel; die Komposition dieser Novellen ist oft kindlich einfach und psychologische Feinheiten suche man darin nicht. Der Dichter liebt die typisierende Form: er baut seine Erzählung gern auf einem einzigen Hauptcharakter auf, der oft schon aus dem Titel ersichtlich ist, so z. B. bei einer der schönsten „De arme Edelman“ (1851), oder bei „De Bierigaard“ (Der Geizhals) (1852), „Baas Ganjendonck“ (1850), dem maßlos stolzen Herrenbauern, usw. Diese Technik verleitet natürlich dazu, den Haupthelden allzusehr zu unterstreichen, und die Nebenfiguren mehr als gebührend im Dunkeln zu lassen. Ganz in der damaligen Zeit liegt es aber, wenn Conscience das Landleben durchweg idealisiert, das tut unser Berthold Auerbach in seinen Schwarzwälder Dorfgeschichten ebenso wie der Holländer Cremer oder Björnson in seinen wundervollen norwegischen Dorf-erzählungen. Aber gerade an Björnsons wortfargem, herbem Stil in „Spinnöve Solbaffen“ oder „Arne“ kann man die viel weichere Art Consciences gut abmessen: der vlämische Dichter schwelgt in den Farben wie in den Gefühlen; seine Personen reden viel und lang, der Dichter selbst läßt sein sentimentales Mitgefühl mit den Erniedrigten und Bedrückten immer wieder durchblicken, und auch wo er nicht in eigener Person spricht, liebt er es, lange Schilderungen und Erfurfe einzuflechten. Und doch ist es Conscience in den besten seiner Erzählungen gelungen, trotz aller dieser stilistischen Schwächen Land und Leute seiner engeren Heimat lebenswahr und greifbar vor uns hinzustellen. Den romantisch geschauten Heldengestalten der vlämischen Vorzeit, wie sie Consciences große Romane bevölkern, tritt damit das vlämische Volk der Gegenwart, der Bauer der Kempischen Heide, der Kleinbürger in Antwerpen oder einer kleineren vlämischen Stadt zur Seite. Besonders aber gewinnt die Erzählung an Anschaulichkeit und Kraft, wenn der Dichter Abschnitte seines eigenen Lebens verwendet, wie im „Loteling“ (Rekrut) (1850) seine Erlebnisse in den „Kempen“ als junger Freiwilliger, oder wie in der Novelle, die die Reihe der Dorfgeschichten eröffnet: „Hoe men Schilder wordt“ (Wie man Maler wird) (1843), wo Conscience vieles aus seinem eigenen Entwicklungsgange eingearbeitet hat. Nehmen wir dazu die trotz aller idyllischen Breite ganz wundervollen Naturschilderungen, besonders in den Eingängen der einzelnen Erzählungen, so verstehen wir, wie einzelne von diesen kleinen Novellen bis auf den heutigen Tag

Druckstücke nicht nur der vlämischen, sondern der gesamt-niederländischen Literatur geblieben sind.

Die zweite Hälfte von Conscience's langem Leben ist verhältnismäßig ruhig verlaufen. 1854 legte sein Gönner Wappers das Direktorat der Antwerpener Akademie nieder, und Conscience folgte ihm in diesem Schritte. Aber jetzt konnte sich der Dichter zur Not schon durch den Ertrag seiner schriftstellerischen Werke über Wasser halten. Trotzdem empfand er die ehrende Auszeichnung sehr angenehm, als ihn die Regierung 1856 mit dem ansehnlichen Amt eines Arrondissements-Kommissaris in Kortrijk betraute. Mehr als ein Jahrzehnt hat er dies Amt treulich bekleidet und daneben unermüdlich einen Band seiner Schriften nach dem andern in die Welt geschickt. Aber froh war er doch, als er 1867 aus der reizlosen Kleinstadt in den Mittelpunkt des belgischen öffentlichen Lebens, nach Brüssel, zurückkehren durfte; hier hat er noch 14 Jahre als Konservator der Brüsseler Museen, in einer wenig anstrengenden Stellung, gelebt, mit allen äußeren Ehren überhäuft und als Nestor der vlämischen Dichtung gefeiert. Als im Jahre 1881 der 100. Band seiner Schriften erschien, brachte ihm das ganze vlämische Volk rührende Zeichen der Liebe und Anhänglichkeit entgegen, und als Conscience am 10. September 1883 seine Augen für immer schloß, heißt es „flossen in allen Weilern Blanderns Tränen“.

Uns Niederdeutschen im Reich ist Hendrik Conscience heute eigentlich ganz unbekannt. Das ist sehr bedauerlich, denn wir haben doch gewiß keinen Überfluß an guten niederdeutschen Volkserzählern. Conscience im Originale zu lesen, wird den meisten von uns zu beschwerlich sein, obgleich gerade hier ein ernsthafter Versuch des Sichhineinlesens die Schwierigkeiten zum guten Teile beseitigen würde. Es muß darum dringend verlangt werden, daß plattdeutsche Übersetzungen der besten Erzählungen Conscience's hergestellt und in ganz Niederdeutschland verbreitet werden. Sie würden dann wiederum niederdeutsche Dichter zu Nachahmungen anregen, für die ja heimische Stoffe übergenug zu Gebote stehen. Vielleicht wird auf diese Weise dann auch einmal der große niederdeutsche historische Roman geschrieben werden, der uns so bitter Not tut. Will unsere plattdeutsche Dichtung nicht rettungslos in Zersplitterung und seichtem Kleinkram untergehen, so muß einmal wieder ein großer zusammenfassender Schritt geschehen, es muß ein echter Dichter kommen, der die sprachliche Sorgfalt und Ernsthaftigkeit der Grothschen Vertellen mit der blühenden Phantasie und der flüssigen Erzählertkunst der Reuter'schen Romane zu vereinigen weiß. Ein Humorist wie Reuter und Brindman soll er nicht sein, eher in Fehrs Spuren treten. Aber über die Enge des holsteinischen Dorflebens soll ihn der Stoff aus unserer alten ruhmvollen nieder-sächsischen Geschichte hinausführen in die Weite des altniederdeutschen Lebens, auf die Burgen der sächsischen Edeln, in die gewerblustigen Städte und hinaus aufs weite Meer, wo die Flagge der Hansa wehte, oder ins ferne Ostland, wo niederdeutsche Kolonisten die Grundlagen eines neuen Deutschlands gelegt haben. Steht uns auch nicht

wie den Blamen eine nachbarliche Schriftsprache als Stütze und Stab helfend zur Seite, so besitzen doch auch wir Reichsniederdeutschen eine alte, verklungene Literatur, eine alte reiche Geschichte und Kunst. Folgen wir dem Beispiele der Blamen, entdecken wir uns selbst wieder und geben wir unserer niederdeutschen Sprache und unseren niederdeutschen Dichtern den festen Halt, den nur die Tradition, die Ehrfurcht vor dem historisch Gewordenen zu verleihen vermag!

Eine plattdeutsche Dichterin vor 200 Jahren.

Von Dr. Ludwig Bette (Glabbeek i. W.).

Im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts, da das deutsche Geistesleben wie die gesamte politische Lage unseres Vaterlandes ein trostloses Bild arger Verwirrung und Zerküftung bot, bildete Hamburg neben Leipzig, Göttingen und Halle einen Mittelpunkt für die geistig und literarisch interessierten Kreise unserer Nation. Hier lebte und wirkte gegen Ende des 17. Jahrhunderts Christian Wer-nicke, der in seiner Fehde gegen die Verschwämme Postel und Humold als erster die schwulstige Innatur und die lüsterne Unwahrheit der Dichter der sog. zweiten schlesischen Schule erfolgreich bekämpfte. Hamburg war auch die Wirkungsstätte von Brockes und Hagedorn, die unter dem Einflusse Englands durch ihre Dichtart einer neuen Lebens- und Kunstauffassung die Bahn gebrochen haben. Von besonderer Wichtigkeit ist es, daß sich in der alten Hansestadt mehrere Dichter und Kunstfreunde zur Pflege der Poesie und der geistigen Anregung zu einer Vereinigung unter dem Namen „Deutscher ü-bende Gesellschaft“ zusammenschlossen und eine Art Musenalmanach herausgaben mit dem Titel „Poesie der Niedersachsen“. Von dieser Sammlung, deren Leitung anfangs der Hofrat Weichmann, später der Professor J. P. Koblen in Händen hatte, sind 6 Bände erschienen. Der 5. Band (ersch. 1738) berichtet uns von einer plattdeutschen Dichterin namens Curtia. Ihr Name ist seit langem verschollen und vergessen. Doch verdient sie, besonders wegen eines plattdeutschen Gedichtes immerhin einer kurzen Erwähnung.

Weichmann hatte schon im Jahre 1726 in Gottscheds moralischer Zeitschrift „die Tadlerinnen“ über diese Dame berichtet. Er schreibt dort: Sie haben neulich ihren Lesern das Vergnügen gemacht, ihnen von einer berühmten Poetin umständliche Nachricht zu geben. Dieses veranlaßet mich, iso ihnen bepfommende schriftliche Proben von der poetischen Geschicklichkeit einer jungen Niedersächsischen Dichterin zuzufenden. Es sind einige historische Umstände beigefügt, die der Sache kein unangenehmes Licht geben, und es ist mir auch insonderheit berichtet, daß Seine Groß-Britannische Majestät diese Poetin mit hundert neuen Harz-Talern habe beschenken lassen. Versäumen sie nicht, ihren Leserinnen auch dieses zu erzählen und ihnen kund zu tun, wie gnädig einer der weisesten und mächtigsten Monarchen der Welt sich mit einer armen Dichterin unterredet habe. Wenigstens glaube ich, daß solches ihrem Geschlechte zu nicht geringer Aufmunterung dienen wird, als woran es demselben bishero nur gefehlet hat. Zwar werden die Plattdeutschen Gedanken unserer Poetin in Obersachsen sehr unverständlich sein; meines Erachtens aber sind sie verschiedener Umstände halber dem übrigen vorzuziehen. Insonderheit ist der Charakter der Bauren um die Gohrde herum sehr wohl darinnen getroffen, und der angehängte Wunsch allen vorkommenden Umständen gemäß eingerichtet worden. Ueberhaupt fehlet es in unsern Gegenden an geschickten Poetinnen nicht, die vielleicht bekannter sein würden, wenn ihre große Blödigkeit solches nicht verhindern möchte. Was die beiden berühmten Gräfinnen von Königsmark und von Löwenhaupt in der Dicht-Kunst vermocht, davon findet man einige Beweißtümer in der Poesie der Niedersachsen. Eine gewisse Prediger Wittve aus der Graffschaft Oldenburg, deren verstorbenen Mann Eccard geheissen, hat sich ebenfalls in diesem Jahrhunderte

mit erlesenen Gedichten hervor getan. Ich besitze verschiedene davon, doch gefällt mir dasjenige am besten, welches sie auf den Geburtstag ihres Mannes, der gleich nach seinem Tode eingefallen, verfertigt hat. Zwar ist es nur der wenigste Theil ihrer Schriften, der mir zu Händen gekommen, doch will ich solche gern kopeilich übersenden, dafern sie verlangt werden sollten.“

Diese Ausführungen Reichmanns nimmt Prof. Kohlen, der Herausgeber des 5. Bandes der „Poesie der Niedersachsen“ wörtlich auf und schiebt ihnen die bedauernden Worte voraus, „daß er nicht eher so glücklich gewesen sey, von der durch verschiedene nette Gedichte bekannt gewordenen Frau Curtia etwas habhaft zu werden.“ Nichtsdestoweniger will er jetzt „einige geschickte Proben ihrer Arbeit“ in seiner Sammlung veröffentlichen.

Zunächst bringt er ein Gedicht „der getreuen Erbländer unterthänigste Freude über Sr. Königl. Groß-Britannischen Majestät Hohe Gegenwart vorgestellt von Curtia.“ Es ist trotz des prunkenden und vornehm scheinenden Kleides eine wässrige Keimerei im Stile der damals so häufigen Hofpoeten. Das Gedicht wurde durch den Hofrat und Leibmedikus Steigerdahl Sr. Königl. Majestät überreicht. Am folgenden Tage erhielt Mademoiselle Curtia durch verkleidete Diener zwei Briefe eingehändig, die sie sogleich beantwortete.

I.

Poetin, sage mir, wo ist dein Pegasus,
Der dich so unverhofft zum Helikon getragen?
Gewiß dein feltner Geist will was besonders sagen:
Dein Aganippen-Brunn zeigt sich mit starkem Gusch.
Kannst du dem Könige gefäll'ge Lieder bringen:
Laß für den Prinzen auch einst deine Muse singen.

Antwort.

Man glaube sicherlich, es ist kein Pegasus,
Der mich so unverhofft zum Helikon getragen,
Soll ich die Ursach hier mit wenig Worten sagen?
Ein unversehner Trieb, Verfolgung, Gram, Verdruß,
Dies alles trieb mich an, ein schlechtes Lied zu bringen.
Ach möchte mans nur so, wie ich wohl wünschte, singen!

II.

Da du bist anhero kommen,
Ey so schenk uns deine Gunst!
Lehr uns deine Dichter-Kunst!
Dadurch wird dir nichts benommen.
Du solt doch Poetin bleiben;
Topp! das will ich unterschreiben.
Im Namen einer lehrbegierigen Gesellschaft schrieb dieses
Allheid.

(Mit Allheid pflegte man in der Gegend um die Göhrde die Gänse zu benennen.)

Antwort.

Liebsten Gänse, wollt ihr kommen
Und erwerben meine Gunst?
Liebt ihr auch die Dichterkunst?
Hört, was ich mir vorgenommen:
Laßt euch erst die Federn rauffen,
So will ich euch Kunst verkauffen.

Einige Tage später besuchte Hofrat Steigerdahl die Dichterin, die gerade mit der Abfassung eines plattdeutschen Gedichtes beschäftigt war. Da es ihm sehr gefiel, beredete er Frau Curtia, es selbst seiner Majestät zu überreichen. Das Poem lautet:

Auf die glückliche Jagd am St. Huberts-Tage.

Help Gott! wat giff et nich vör miß un mienes glieden
 Im Göhr-Hof upperstunt to rapen un to kiesen!
 Man kieft sich hen un her, un kieft sich doch nich satt,
 Wenn man oock sau lang sich all tokeeten hat.
 Ich gienc der Hüte hen, aß et beteng to dagen;
 Un habder Haser-Grütt un Hühner hen to dragen:
 Mien Naber Claus gienc mitt, un draug en Nett vull Flaß,
 Un wen drapp et sich, dat es en Jagt-Dag was.
 Hei! säd mien Naber do, nu will ich Hüte blieden,
 Schöll oock mien Knecht to Hueß nich ene Fohre drievien:
 Topp! säd ich, Naber Claus, ich bliev hier oock bestahn;
 Mien Plaag, de mag to Hueß so lange leddig gahn.
 Wie schlentern südder fort un brüekten unse Föte,
 Indem sau keemen üsch twey Kerels in de Möte,
 Un was dat Gold sau dicht un't Plev herumgeneiht,
 Aß wenn man Rinken um en Tunner-Büße dreiht.
 Claus säd ich, faet en hart! dei Kerels möt wie hohlen;
 Krieg du den eenen man von achter bie de Fohlen,
 Den annern will ich hier wol bie de Maue thein,
 Un seggen, dat wie (gern) geern den König wollen seihn.
 Wat Henger! säde Claus, nee, Naber, laßt dat blieden;
 Dei Kerels sünt wat stolt, dei möchten biefter kieven:
 Fien höffell mostu sien. Drupp stödde mien Kumpan
 Den eenen mit der Fuest in siene Mäer-brahn.
 Dei Mann de knick sich um, un frau: wat schall der weeren?
 Drupp sprak mien Naber Claus: Mit Gunst jie gauden Heeren,
 Ey, wäst sau gaut un segt, mag et wol nich gescheihn,
 Dat wie länt ins eenmahl den leeven König seihn?
 Ja säd de eine Heer: dat kan gar licht gescheihn,
 Bliest ihr nur man so lang hier up dem Platz bestehn;
 De König un de Prinz dei rieden up de Jagt,
 Un kamen hier vordie, so nehmt die Tiedt in acht.
 Kuem hadd he utgesnackt, sau hörden wie wat spehlen,
 Da keemen Kerels her, dei hadden vor den Rehlen
 Een grott rund mißings Ding, aß eene Zischen-Worst,
 Un unnen waß't sau breet, as eene Finster-Worst.
 Da pusten sei henin, un matten solte Baden,
 Dat jüm dat Rügge-speer im Hösste möchte knaden:
 Man blaut! wat ging dat glatt! dat kam een mehr by's hart,
 Aß wenn de beste Brut nahr kerke blasen ward.
 Drupp kam een Kumpanie von uses Heeren Hunnen,
 Dei wören all to hoop sau blant, aß Botter-Tunnen,
 Dei Ohren hängen jüm biem Kopp herdahl sau platt,
 Aß usen Junker lest dei Zippel-Müße satt.
 Drupp kam de Königs-Vaer, un steig up sienen Pagen,
 Un teugde damit van dem Göhrhof af to jagen,
 Dei blanken Rabbeleirs dei reeden alle mit.
 Ja, dacht ich by miß sülvst, nu seih ich, wo't em sitt
 Dem leeven König geiht't, aß miß un mienes glieden,
 Man moot wol alle tyd sülvst mit to'm Warte kiesen;
 Schall't recht van staden gahn. Dei Heer is nu sau groot,
 Un ritt doch sülvst mit, un jögt de Bullen dot.
 Denn keen Aempt: is sau ring et giff doch endlich Rappen,

Wo wolln de Heeren nah der Bullen-Bade schnappen!
 Drum is et rechte gaut, dat he süßst achtung gifft,
 Damit up sienen Disch ock noch een Betten blifft.
 Sau lange was't noch still. Man't wahrde fun twee stunnen,
 Do kam de Bulle an mit eenen Schwarm van Hunnen;
 Dei blanken Rabbeleirs, dei folgen all nah grah,
 Ja süßst de Königs-Bahr dei dreif den Bullen nah,
 Dat nah dem Göhrhoff tau. Sei juchen, reipen, kröhlen;
 Dei Bulle in den Dreck; un teug sid dar tau köhlen;
 Een Rabbeleir steig af, un stact öhm up der Hut,
 Un damit schleepden sei öhm tom Maraz herut.
 Man dar kam süß een Volk von allen Ecken loopen;
 Sei mößten jo tauhop wat af to kriegen hopen;
 Dat äverst was gefehlt, man fill öhm ut der Hut,
 Un deil dat meiste Fleesch drup manck de Hunne ut.
 Een Bürsken was, dei holp ock all tosliebig schmieden,
 Ich dachte, möcht dat Meßt dick in de Füste glieden.
 Dat hastu wohl von daunt, dat du dick sau besöhlst,
 Un as een Schlachterknecht hier in dem Blaude wöhlst.
 Dei gaude Gast dei denkt: Hei hat een riefen Heeren.
 Dei kan öhm nich alleen recht mit Gemack ernehren;
 Hei gifft öhm noch wol mehr as hei ins brukt, dartau,
 Darüm besabbelt hei dei gladden Kleeder sau.
 Doch dat geiht mick nich an; see tengen vort to theihen,
 Un do folg ick jum nah, un woll sei eten seihen;
 Ich kam ock sien henupp, un gieng tor Siede stahn,
 Man dar betenge mick de Gräsen antogahn.
 Behöde Gott! wat könnt de käle lieters maken,
 Wenn sei erst recht betengt to braden un to kaken.
 Da was süß allerley; ick rook, ick sach, ick tell;
 Wüßt nich, of't mäglich was, dat man et eten schöll.
 Ich dachte: Stippmelck, Rieß, Grützworst un Öfen-Rieten,
 Doß Fust hoch Speck, dem wöhr nicks upp der Welt to gliecten;
 Un sau wat ete wol de König Dag vör Dag;
 Man ick verwunner mick, as ick es anders sach.
 Sei hadden Klien-Brod, un dat upp gläsern Fäten;
 Mür-streendens, betdens kalt; doch könden sei dat eten:
 Doch süß noch allerley, dat ick nich nennen kan;
 Man öhre Drinkelwaar dei stund mick better an.
 Dar was süß Brannewien van roden, witten, gehlen,
 (Denn sau een Heeren kannt am gauden Drund nicht fehlen.)
 Een gut Schluck Brannewien dei is ock rechte gaut;
 Hei laact den Magen ut, un warmet een dat Blaut:
 Ich hedd ock woll ins Lust von solkem Süch to nippen;
 Man't wär mick wol to starck, 't schöll een wol gar umtippen;
 Drum is't am besten, dat man by Verstanne blifft,
 So hatt man keene Sorg, dat't Striet und Klöpsle gifft.
 Ich will mick nu man weer nach Huß to gaben stellen,
 Un unser Vuerschop, wat ick gesehn, vertellen.
 Indeßen wünsch ick, dat, de König manchen Dag
 So nührten, as hei hüt gegetten, eten mag.

Bei der Überreichung dieses plattdeutschen Gedichtes fragte der König Frau Curtia, ob sie es auch selbst verfertigt habe. Sie antwortete, daß sie sich nicht unterstehen würde, Sr. Majestät Fremdes unter ihrem Namen zu überliefern. Als darauf der König scherzhaft hinzufügte, warum sie denn nicht eine Manns-person geworden sei, erwiderte sie, das habe nicht in ihrer Wahl gestanden, sonsten möchte sie vielleicht noch jetzt Herz genug dazu haben.

Darauf befahl der König dem Ober-Hoff-Comissario Lochmann, die Frau in der Poesie zu versuchen, ob sie wirklich die Verfasserin der obigen Gedichte sei. Die Prüfung fand in Gegenwart des Schloßhauptmanns von Görzig und des

ersten Kammerdieners Mehmet statt. Man stellte Frau Curtia das Thema, die Sehnsucht der drei Herren nach ihren Gattinnen dichterisch auszudrücken. In der Eile schrieb die Dichterin hin:

Da die höchste Weisheit selbst diesen Ausspruch hat gegeben,
 Daß es nicht erprießlich sey, einsam für sich hin zu leben:
 Wer kann denn die Sehnsucht tadeln, die ein treuer Ehemann hegt,
 Die bald wieder zu umarmen, so er stets im Herzen trägt.

Alsdann setzte sich Herr Lochmann hin und schrieb:

Kom, Leser, kom und sieh, was Curtia geschrieben,
 Die unter Tausenden nicht ihres gleichen hat:
 Ich glaube, sie ist von den Musen übrig geblieben,
 Denn solches zeigt sie genug auf diesem Blatt.

Die Dichterin beantwortete diesen Erguß unter Beibehaltung der Reime in den Versen:

Die gute Curtia hat zwar wol was geschrieben:
 Allein sie weiß gar wol, daß sie viel Meister hat.
 Herr Lochmann aber ist vom Phöbus übrig blieben,

Als der Herr Ober-Hoff-Comissarius diese Zeilen liest, nimmt er ihr das Blatt aus den Händen und schreibt darunter:

Nur zeigt er's nicht so, wie sie, auf diesem Blatt.

Das Resultat der Prüfung erregte die Bewunderung Sr. Groß-Britannischen Majestät, und er hat die Verfasserin sowohl als ihren Vater, den Prediger zu Römstede, „tätliche Zeichen der Königlichen Gnade“ sehen lassen.

Soweit die Ausführungen in der „Poesie der Niedersachsen“. Sie zeigen uns, daß Frau Curtia eine schlagfertige, mit Wisz und Geist begabte Dame gewesen ist. Aus dem plattdeutschen Gedichte ersehen wir, daß sie ihre Muttersprache mit Geschick zu handhaben versteht. Auch die Form der Darstellung ist ansprechend, und der Humor, der das Poem durchzieht, verdient unsere Anerkennung. Jedenfalls bietet es ein hübsches Bild von den Anschauungen, Sitten und Bräuchen der damaligen Göhrdebewohner, deren Schilderung naturgetreu und anschaulich ist. Ob Frau Curtias Feder noch andere dichterische Erzeugnisse in plattdeutscher Sprache entstammen, entzieht sich meiner Kenntnis. Auffallend und sehr bezeichnend für den Tiefstand der plattdeutschen Literatur zu Beginn des 18. Jahrhunderts ist es, daß die ganze sechsbandige Sammlung „Poesie der Niedersachsen“ außer Curtias Gedicht keine einzige Probe plattdeutscher Dichtkunst enthält. Gott dank, daß es heute mit ihr besser bestellt ist.

Kriegsbriefe

VI.

(Vgl. 9. Jhg. S. 52 ff.)

Unsere Kriegsarbeit, der hinter der Front eine sehr viel kräftigere Unterstützung aufs allerdringendste wohl zu wünschen wäre, findet an der Front, in den Lazaretten usw. immer aufs neue Anerkennung. — So schrieb N. von der Fehst: „In disse Dag hebbt wi vun uns Kompanie ünner annern of Ju Blatt „Plattdütsch Land un Waterkant“ kregen. It bin Holsteener, Glückstädter un heff wull eher all mal von Ju hört, aber ic harr nie dacht, datt Ji so in Swung sünd mit Ju'n Vereen. — In min Kompanie sünd noch een ganz' Deel Holsteeners, de if dat Blatt gewen heff, de hebbt sic dor to freit, of t. B. to „Heimat“, von min Landsmann Fris Lau. — It wull Ju nu man bidden, mi för uns hier mal eens wedder wat Plattdütsch to'n Lesen to schicken. Wi ward uns düchdi dor to bögen. Hier but'n bi'n Franmann lehr man sin plattdütsch Land un Lüd un Sprat eerst richtig beweerden.“ Und etwas später schrieb derselbe: „Abrem

Wünsche, die Bücher möglichst vielen Kameraden zugänglich zu machen, glaubte ich am besten dadurch nachkommen zu können, indem ich die Bücher der noch nicht sehr umfangreichen Lazarettbücherei einverleibte. In dem Lazarett liegen 240 - 260 Verwundete und Kranke, darunter sehr viel Niederdeutsche, die gleich mit großer Freude die Schriften zu lesen begannen. — Im Namen des Kriegs-Lazarett's 57 soll ich Ihnen herzlichsten Dank aussprechen. — Nehmen Sie nun nochmals auch meinen herzlichsten Dank entgegen und seien Sie versichert. Sie haben Hunderten von braven Kameraden eine sehr große Freude bereitet.“

— Max Kuckei hat Trost im Quickborn gefunden: „Aus einem Lazarett weit hinter der Front niederdeutschen Gruß. Franzmann mag sich freuen, bin vorläufig als Gegner erledigt, und das hat in seinem Grimm ein Minensplitter getan. Und hab doch wieder Glück gehabt, aus dem linken Stiefelschaft guckte das letzte Quickbornheft. Nun bin ich doch auch hier unter all den Bayern wie daheim. Eine alte Sage geht hier, in der Laz.-Bücherei seien zwei plattdeutsche Bücher, doch warteten sie schon eine Ewigkeit lang auf ihren Erlöser. Den beiden kann geholfen werden!“

Hans Richter berichtet über die Verteilung unserer Bücher: „Es ist nicht immer ganz leicht, die Bücher in der Kompagnie im Umlauf zu erhalten, und das ist doch die Hauptsache im Kampfe gegen die Schundliteratur. Der Mann liest, was ihm in die Hände kommt, und er nimmt die Vergißmeinnicht- und Kometen-Romane, an denen nie Mangel ist, genau so gerne wie bessere Bücher. Unsere Aufgabe ist es, ihn stets so reichlich mit guten Büchern zu versorgen, daß er sich nach den schlechten nicht sehnt. Hierfür ist vor allem die leichtere gefällige Unterhaltungslektüre geeignet. So sind die „Franzosenlid“, Fock's „Schullengriepel“, Holms „Scheebe Steebel“, Brinkmans „Kasper-Ohm“, aber auch Fehrs und Lau vor allen beliebt. Selbst für Rabes „Speicherbuch“ und Schnitzers „Straßennamen“ fand sich ein wissensdurftiger Klempnermeister aus Bremen, der seine Jugend in Hamburg verbracht hat. Er versuchte auch seine Kameraden für dies Thema zu interessieren, nach meiner Beobachtung allerdings nicht mit vollem Erfolg. Groths „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch“ habe ich mit hierher genommen. Für Dirks fand sich ein Leser aus dem Oldenburgischen, der das Buch auch weitergab. Die Mecklenburger freuen sich, daß sie ihren geliebten Kalender unter den Büchern finden.“

— Auch Wilh. Schroot hat sich der Buchausgabe freudig angenommen: „Hüüt, an'n Karfreedag Morgen gung de Vooperec all los; denn bien Postverbeelen harr all mennigeen markt, wat in dat scheune Paket bin'n weer. „Heff nich wat to lesen?“ so gung dat anduernd, un in Handumdreihen weur bino allens weg. De Bremer kreeg Dirks sin „Von Zedstrand un Werserkant“, de Holsteener Fehrs sin „Holstenart“, de Meckelbörger Reuter sin „Franzosenlid“ un Stillfried sin lütt Book, un de veelen Hamburger's, de wi hier hebbt, de sitt bi Rabe, Fock, Schnitzger un all de annern scheunen Soken. Nu hebbt se all den ganzen Regendag dorbi seeten un de een un anner hett sich all dat tweete hollt. — Un hüüt Obend hefft wi hier in uns Bood tohopen seeten un hebbt ut Meyer sin „Nu lat uns singen“ all de scheunen ohlen Leeder tofomen sungen, dee wi woll ton Deel noch fenn'n, ober meistens wedder vergeten harrn: „De Deern mit de twee Brögams“, „De Bur un de Paap“, „De Mann, de sich wat maken kann“, „Bunn'n Pastor sin Roh“, „De Groffsmid“, „Burlala“ un so wieder. — Dor hebbt wi all an uns nedderdütsche Heimat dacht un „Dant, Dant“, dat weer de Meenung von uns all! Dant de Quickbornlid för all de scheunen Stünn'n, dee see uns mit ehr Böker moft hefft. — Un düssen Dant bring ic Jo op düsse Wies to'n Utdruck.“

Fris Specht setzt weiterhin einige Quickbornabsichten in die Tat um: „Gestern schickten mir meine Eltern die bereits erwarteten Druckschriften des „Quickborn“. Geradezu begeistert bin ich aber auch jetzt von dem Kasperbüchlein, das dabei lag. Wir gehen also sofort wieder ans Werk. Einige „Theatermeister“ hatten hamburgischen Schläges, die die unverwüsthlichen Fagenmacher der Kompagnie sind und ihrem ollen ehrlichen Kasper entgegenjubeln, sind bereits erworben. Nun müssen wir geeignetes Holz suchen, um die Figuren schnitzen zu können. Hoffentlich können wir bald mit der Auf-führung beginnen; allerlei nützliche Requisiten haben sich schon gefunden. —

Joh. Albr. Strenge schreibt über „Plattdütsch Land“ und die „Quickborn-Bücher“: „Ich möchte es doch nicht versäumen, dem „Quickborn“ unsern verbindlichsten Dank für die 2. Nr. der Zeitschrift „Plattdütsch Land un Waterkant“ zu senden. Diese Nr. ist ja ganz besonders hübsch: die prächtige Erzählung von Gorch Fock, die lustige Kasperriade, das hochinteressante vlaamsche Gedicht — alles Sachen, die uns große Freude machten! — Die uns f. Zt. freundlichst übersandten „Quickborn-Bücher“ sind sehr begehrt, sie gehen von Hand zu Hand!“ — Max Ahlshier hat in einem der ihm geschickten Bücher eine drollige Verwechslung gefunden: „De Böfer sünd indrapen! „Kasper Ohm“ un twei von de anern Böfer hew ick för mi behollen un den Rest mang min ollen Landstürmer verdehlt, de sück bannig freut hewen. Belen Dank. Leider mut ick Sei dorup upmertsam maken, dat Fründ Bandlew in de Reclam-Utgaw von Kasper-Ohm dat „Lobster-Dird mit ehr groten Schören“ mit Austeren öwerfett hett! Ik hew mindag noch keen Auster mit Schören freten oder giwt dat in Hamborg sonne Dinger?“ — Hans Wriede (Lüneburg) erzählt: „Die meisten unter uns Pionieren sind an der Elbe oder in der nördlichen Lüneburger Heide heimisch, wie mancher ist Fischer oder Schiffer. Da finden wir in den Büchern unsere liebe Heimat wieder, unsern Beruf, das ganze fröhliche und ernste Leben, das wir vor dem Kriege daheim selbst durchlebten, das unsere schönste Erinnerung und unser höchstes Hoffen ist, und fast alles dies bietet sich uns in der lieben plattdeutschen Sprache dar; es ist interessant zu beobachten, wie die Kameraden sich über die mundartlichen Verschiedenheiten in den einzelnen Werken aussprechen.“ — Paul Schuldt schreibt aus seinem Unterstand: „De Swienjad von Ruff schickt uns disse Dog ümmer von de dicken Dinger röber, ober, Gott sei Dank, he dröppt nich veel un wie freit uns sig, wenn de Beefters in de Schiet goht. — Wi liggt hier in Referve un hebbt veel Langweil, doch nu is Fettlebe, hiedem de Beuter von'n „Quickborn“ antomm sind. — Uns Annerstand is ject Vorlesungsgebäude und dat Gejuch un Gekicher bi't Vorlesen ritt gornich aff. Een Freid mehr in disse Fijuckengegend hier, und dit verdant wi den leeben „Quickborn“ un de sall leb'n un wi royt em to: Holl di gesund!“ — Th. Grünwald schickt gleichfalls einen plattdeutschen Brief: „Min lewe Quickborn! Zoirst bedank ick mi rech scheun for dat neeste Heft von de Mitteilungen ut'n Quickborn. Ik harr all lang luert, ober nu dat Heft hier is, bünnt ik di nich mehr beus. Dütmaal hewt wi jo allerhand neee Mitgleder tohopen kreegen. Fort nächste Berteljohr hew ik een junget Mäken optonehmen. Betolen do ik den Bidrag ut den eenfachen Grund, wiel dat Mäken mol mien Fro warden sall.“

Gustav Cramer hatte in einem Feldbrief einige Bemerkungen zu dem Büchlein „Luftiges Unterhaltendes für unsere tapferen Krieger“ gemacht, die wir auf Seite 54, Zeile 8. von oben und folgende wiedergaben. Dazu schrieb uns der zumeist beteiligte Übersetzer von Reuterschen und Brinkmanschen Stücken ins Hochdeutsche so: „Das Büchlein sollte keineswegs durch seine Übertragungen ins Hochdeutsche für plattdeutsche Dichter werben. Vielmehr wollte es den Soldaten Heiteres zum Lesen und Vorlesen bringen, mochte dabei an den genannten Dichtern nicht vorbeigehen, da der Stifter selbst Niederdeutscher ist. Die Übertragung ins Hochdeutsche war von ihm nicht nur „gut gemeint“, sondern sehr wohl erwogen. Da die 50 000 Bücher nicht nur an norddeutsche Truppen gesandt, sondern über das ganze Heer gleichzeitig verteilt wurden, so war es sicher, daß wenigstens vier Fünftel davon an Leute kämen, denen Plattdeutsch nicht glatt verständlich ist, also an Mittel- und Süddeutsche, vielleicht auch an Österreicher. Sehr vielen davon wäre das Plattdeutsche nicht leicht eingegangen. Ein Norddeutscher braucht, um sich dies zu vergegenwärtigen, nur auszuprobieren, ob er Hauptmanns in leicht angedeuteter Mundart geschriebenes Stück „Die Weber“ nicht sehr viel besser versteht, als das gleiche Stück in echtem Schlesisch „De Waber“, oder ob er nicht Rosleggers hochdeutsche Übertragungen von einigen seiner „stoansteirischen“ Gedichte lieber liest, als diese selbst, und dergl. mehr. Unsere Soldaten sind doch obendrein nicht durchweg Sprach- und Mundartenkenner, wie die Mitglieder des Quickborn. Um ihnen keinerlei Schwierigkeiten zu bieten, wurde daher alles Hochdeutsch gegeben; auch unsern Gorch Fock habe ich deshalb nur um Hochdeutsches bitten können. Dem Freunde

plattdeutscher Dichtung kann man nachfühlen, daß ihn die Übertragungen nicht freuen. Ihm bleibt aber der andere Inhalt des Buches, 60 Seiten von hochdeutschen Schriftstellern (auf 34 Seiten übertragenes Platt). Außerdem ist manchem dadurch vielleicht zum erstenmal klar geworden, wie viel von der starken Wirkung, besonders bei den Läufern, durch Auseres, nämlich Mundart und Reim, nicht durch den inneren Gehalt ausgeübt wird. — Vielleicht sieht Herr G. Cr. nun von seiner grausamen Absicht gegen den Übersetzer ab, der wegen dieser Arbeit weder ein Dichter, noch ein „Dichter“ genannt werden will. Auch sein Feldwebel erwiderte ihm ja auf den Vorschlag nur: „Na, werden ja sehen“. Übrigens würde ich, auch ohne dieses alles, „es nicht wieder tun“. — Dieser kleinen „Rechtfertigung“ lassen wir einen Feldbrief folgen, in dem John Beckmann über Reuters Wirkung bei Pfälzer Kameraden berichtet: „Ich danke Ihnen herzlich für die Zusendung von „Plattdütsch Land un Waterlant“, mit dem ich mich samt den M. a. d. Q. wie mit leibhaftigen Landsleuten unterhalte, die ich naturgemäß in meinem bayrischen Truppenteil nicht vorfinde. — Zu der Mitteilung von Herrn Cramer in Ihren Kriegsbriefen 5. Folge über ins Hochdeutsche übertragene plattdeutsche Dichtungen, möchte ich die übereinstimmende Aussage einiger Pfälzer Kameraden hinzufügen. Sie alle haben anfangs Fritz Reuters Werke in hochdeutscher Ausgabe gelesen, ohne viel Besonderes und Befriedigung darin zu finden. Alsdann nahmen sie die plattdeutsche Fassung zur Hand, die ihnen anfangs viel Mühe machte. Aber sie ließen sich nicht verdrücken. Und nun ward ihnen Reuter unentbehrlich. Einer bekannte, daß ständig ein Band auf seinem Nachttisch liege, der ihm über die quälenden Stunden seiner Schlaflosigkeit hinweghelfen müsse. Über die hochdeutsche Bearbeitung äußerte er sich sehr abfällig, da sie keineswegs dem wahren Ausdruck des Plattdeutschen gleichkomme, vielmehr jeden Reiz verberge.“

Hinrich Wriede, der in der letzten Zeit gelegentlich an der Liller Kriegszeitung mitarbeitete und in Gemeinschaft mit Geheimrat Edw. Schröder den Kameraden in Lille Sonntagsunterhaltungen bot, schrieb uns: „Du süßt woll all an de Bilogen, dat hier bi lütjen of dat Plattdütsche to Gill kümmt. In vörste Reeh het Hauptmann Schröder dorför strevt, dat dat Nederdütsche of in de L. R. een betjen mihr Plas trigg. Ober Hauptmann Höder, wat de Baas von de „L. R.“ is, will sülbst giern un foken Plattdütsch bringen. De miersten Soldoten hier in uns Gegend sün allns Hochdütsche: Bayern un Sachsen. Ober dor löpt doch of minnigen von uns Kant mit twütschen. Nu heb ik di of noch gornee schreeben, wat ik mi to den lezten „Quickborn“ un „Plattdütsch Land un Waterlant“ (den lezten Rom het doch sefer Gorch Fock geben!) freit heb. Dat Schönste an den Quickborn is for mi jümmer wedder: he lidd Plattdütsch un nu of de Krieg von all de Sieben un Ranten un mit eenfache Landsfer- un mit tohopgeknevene Gelihrtengen an. Jeder find wat, wat em paßt, oder noch mihr: dat Eenfache paßt of for eenen Gelihrt un dat Gelihrt versteiht un list mit Bergnügen of de eenfache Mann. — Bannig weh don het mi dat diddrückte „Hermann Fredenhagen“. Un de Wörd, de em de Quickborn nohschicht, kann woll jeder von uns ünnerschrieben. — Leutnant Ruhmann sien Graff heb ik noch lezt of mol wedder upschö. De Esch trigg all Knuppens, un nee wiet dorvon blöht de Osterbloom. Se ligg nu all mitten ünner de Kameroden. Un jümmer leggt sich noch frische blang jüm dol. . . .“ — G. Finkle gibt uns endlich ein Lebenszeichen: „Min leev Quickborn! „Süh, dor bin ik!“ würd Kasper seggen, wenn he noch begäng wir. Sett beten lang' duert, bet ik dor to kam, di nu malins wedder „Gün Dag!“ to seggen, aewer — wat deit de Krieg nich allens. Jöggt uns dor in'e Welt rümmer, hit hier, mornn dor un aewermornn — weit de Deuter wonem! Is jo allens rein ut Rand un Band, un wat is de Welt nich lütt worn! Verleden Johr April hebbens mi halt (seg' irst gor nich so ut, as wenn S' mi bruten wulln), un heff nu all min Dingen dan in Rußland, Frankrief un — Serbien, wo nu noch al min beten Kraft to Rum kümmt. — Dat deit mi sacht, dat Du god toweg büst un dat di of de Krieg nich quienen maht. Büst je noch so degern in'e

1) Ne Sinnit, dor heft vörbrod', de Rom is von mi! P. W.

Wehr, dat seggt man so Stah! Man wieder so!“ — Friz Humann kommt zu einem unserm „Penningmeester“ sehr willkommenen Entschluß: „Jo'n Drucksaken hebb ick kregen. Ich hebb mi dor forts über hermaakt. Is doch wat Schöns! Du will ick oof forts von mine 5.30 Mk. Kriegslöhnung eenen Dahler affbieten. dormit ick em nich erst för Kossinen un Wallnöödt utgeew. Dat Hart will doch oof wat hebbent!“ Ein andermal berichtet er dann: „Hier in Mazedonien markt man so recht, wo good de plattdütsche Kost is. Man smacht't dornah.

In Serbien,
In Serbien,
Dor is nich vel to erbien.
Man nich verzagen un nich klagen
In nich nah ohle Lieden fragen —
De Hauptsaaft is, dat't vorwärts geiht
In uns een dütschet Hart noch sleiht!“ —

Oscar Seelig, der vor einiger Zeit mit dem „Eisernen Halbmond“ ausgezeichnet wurde, schreibt uns von den Dardanellen: „Draußen blühen die Mandelbäume und ich erhole mich hier im Feldlazarett von den Folgen einer Herz-Muskelentzündung. Da war mir das Februarheft ein richtiger „Quickborn“. Das ist ja prächtig, wie die gute Sache unserer „Modersprach“ um sich greift. Ich habe hier leider zur Verbreitung des niederdeutschen Gedankens wenig Gelegenheit. Hier sind hauptsächlich Süddeutsche und Oesterreicher. Die vielen Westfalen, die ich schon getroffen habe, zeigten alle für die ganze Frage wenig Aufmerksamkeit. Ist Ihnen das auch schon aufgefallen? Ein dankbares Publikum würde sicher die Befragung der „Breslau“ und des „Javus Sultan Selim“ (nicht Sultan-Javus-S.) sein. Auch die Jan Maaten in den Dardanellen-Forts sind famose Kerls. Die holen den Teufel hinterm Ofen raus. Was die am 18. März 15 geleistet haben, kann nur einer beurteilen, der den Platz der Seeschlacht gesehen hat. Hier ist nichts mehr los, bloß daß ab und zu die „Juno“, ein englischer kleiner Kreuzer, die Küste anbellt oder 2—3 Flieger ihre Künste im Bombenschmeißen mit wenig Erfolg ausüben.“ — Unser Vorstandsmitglied Paul Hoffmann hat sich auch an andere Gegenden gewöhnen müssen. Er hat dort sogar Muße zu einem schönen Liede gefunden, von dem wir doch eine kleine Probe geben wollen:

„In das Land, genannt Wolhynien,
Muß sich mancher Mann gewöhnien,
Denn es ist fürwahr ein Land,
Das den dummen und gescheuten
Anderstwo behaupten Leuten
Fremd und völlig unbekannt.“

Ein Glück für Hoffmann, daß sich auch dort Sprachstudien machen lassen:

„In dem Land, genannt Wolhynien,
Wohnen die Wolhynien drinnien,
Ihre Sprache ist wolhynisch.
Von den Worten kenn ich manche:
Frau heißt magda, Mann heißt Panje
Und die Sieben heißt jermynsch.“

Anderer Art sind die Sprachstudien Adolph Riene's: „Wi sünd hier in de Kompanie blot een poor Hamborgers. De meisten sünd Brannenborgers oder Märkers, wie se gern seggt, un Berliners. Nu könnt Zi jo denken, wat dat immer för ne Azeere is. Wenn wi mol hochdütsch snackt, denn moft se uns dat glük no. „Ich hab mich am spigen Steine gestoffen“. Ober se seggt jent of all „Holl din Mul“ un „Sabbel di dor“, wat wi jo menig mol to jem seggen möt. In een von uns is dorbi, de blot plattdütsch snackt, ob dat een versteiht oder nich, un nu verstoht se em all. Oberhaupt sünd wi poor Mann nu bobenopp, un dor hett uns de lütte Beutersammlung am weissen to holpen. In unsen Innerstand bün ick man alleen, ober as ick erst mol „Kloeken“ von Friz Lau vörlest harr, do hett mennigmol een von de Köpenicker seggt: „Du, lies mal wieder ein Schtück vor, wir verschtehn det schon ganz jut!“ — Kud. Möller, der die Laute mit der Waffe vertauscht hat: „Besam neulich von

einem Bekannten den „Kasper“ geschickt. Das war aber eine Freude, als ich den Kameraden (fast alle 38 Hamburger Jungs) abends im Zelt vorlas. Auch gesungen und erzählt wird viel Plattdeutsch bei uns. — Aus dem beigelegten roten Zettel ersehe ich mit großer Freude das Wachstum des Quickborn während des Krieges. Recht so! An keiner Stelle sollen unsere Feinde nachher sagen können: Deutsches Wesen ging zugrunde.“

Unser Mitglied H. Saake (sonst in Genua, jetzt in Lugano) hatte uns um Übermittlung eines Grußes an unser Mitglied Hans Gloy gebeten, den er zwar nicht persönlich, sondern durch ein Buch kennen gelernt hatte. Gloy antwortete darauf: „Tausend Dank für die Übermittlung des Grußes von unserm Mitgliede, Herrn Saake-Genua! Meine Bücher haben schon so manches Lob — öffentlich und persönlich — erfahren, aber noch nie freute ich mich so, wie diesmal. Ihr Brief erreichte mich kurz bevor wir zum Kampf um den Trichter bei St. Eloi ausbrechen wollten. Wir alle wußten, wie die Sache um uns stand und daß die Wahrscheinlichkeit, den Tod oder das Elend zu finden, fast schon Gewißheit war. So waren mir ihre Zeilen wie ein letzter Heimategruß. Ein seltenes Glück hat es gefügt, daß ich — durch einen Granatsplitter leicht verwundet — schlimmerem Übel, vor allem auch der englischen Gefangenschaft, entwich.“

Professor Otto Bremer hat auf einer östlichen Vortragsreise, „man kann richtig sagen, mitten in 'e Welt“ einen anderen Quickborner, Fischereidirektor Lübbert aus Hamburg getroffen, die dann Beide „echt russische Grüße“ schickten. — Unter den zahlreichen „offiziellen“ Danksagungen für Bücherfundungen befindet sich jetzt auch eine des Korvettenkapitäns und Kommandanten Grafen zu Dohna (S. M. S. „Möwe“). — Gorch Fock, der nach seinem Balkanfeldzug auf Urlaub in Hamburg war und dann zunächst nach Frankreich kam, ist jetzt — in Erfüllung seines Herzenswunsches — einer Matrosendivision zugeteilt worden. Möchte er aus dem Seekrieg ebenso gut hervorgehen, wie bisher aus dem Krieg zu Lande!

Wie man sieht, laufen die Feldbriefe noch immer über den Tisch des Herausgebers. Und es lassen sich hier ja nur Proben aus verhältnismäßig wenigen geben. Ich habe aber auch an den andern Briefen meine Freude und Bedauern nur, daß ich nicht jeden beantworten kann. Ich bitte die Freunde und Landsleute im Felde, sich darum nicht vom Briefschreiben abhalten zu lassen. Von Zeit zu Zeit gebe ich ja auch noch ein Lebenszeichen, und wenn es kein handschriftliches ist, so liegt es doch in diesen Blättern, die mir freilich zu so manchem gern geschriebenen Brief keine Zeit lassen. Auch die Freunde hinter der Front muß ich ja leider mehr vernachlässigen, als ich möchte. Aber darum keine Feindschaft: wenn unsere Briefe sich nicht begegnen, unsere Gedanken tun es gewiß!

P. W.



Rundschau



Wilhelm Bornemanns, des plattdeutschen Dichters, 150. Geburtstag ist, in diesen Tagen der gewaltigen Weltereignisse, unbeachtet vorübergegangen. Und doch verdient er gerade in dieser Zeit eines hochgepannten Deutschgefühls mit Ehren genannt zu werden. War er doch ein durch und durch deutschgeinnter Mann, der nicht nur in seinen hoch- und plattdeutschen Gedichten, sondern auch in Handlungen seine warme Vaterlandsliebe zeigte. Wie Bismarck war er ein Altmärker; in dem malerischen Städtchen Gardelegen steht noch heute auf der Sandstraße breit und deftig das Haus, in welchem Wilhelm Bornemann am 2. Februar 1766 das Licht der Welt erblickte. Ursprünglich zum Theologen bestimmt, trat er jedoch — trotz bestandener theologischer Prüfungen — bei der Königlichen Generallotteriedirektion in Berlin ein und brachte es hier bis zu der hohen Stellung eines Generallotteriedirektors. Am 25. Mai 1851 starb er in der Reichshauptstadt, in deren gesellschaftlichem und musikalischem wie literarischem Leben er eine angesehene Rolle gespielt hat. Nicht nur in seinen Gedichten hat Bornemann Anteil an den großen Ereignissen seiner Zeit genommen, in plattdeutscher Sprache

vor allem hat er den Alten Fries, dann die Schlachten und Feldherrn der Freiheitskriege „De Slacht bi Balleranz“ (Belle-Alliance) u. a. besungen, er schickte auch seinen Sohn mit hinaus in den Kampf gegen den ersten Napoleon. Und an der vaterländischen Turnerbewegung Jahns beteiligte sich der Fünfzigjährige mit jugendlichem Feuereifer. Ein gern gesehenes Mitglied war er auch in der Zelter'schen Liedertafel, für deren Feste er manches Gelegenheitsgedicht verfasste. Ein großer Dichter ist Bornemann nicht gewesen. Es fehlte ihm der hohe Schwung, der den wahren Dichter macht. Aber das eine oder andermal ist ihm doch ein echtes Volkslied gelungen, so in dem oben genannten plattdeutschen Gedicht, vom alten Friesen, das sich bei unseren Voreltern einer ungeheuren Beliebtheit erfreute. Bis auf den heutigen Tag hat sich eine unverwundliche Volkstümlichkeit erhalten das prächtige Jägerlied „Im Wald und auf der Heide“, wozu allerdings nicht wenig auch die schöne Singweise beigetragen hat. Überhaupt war Bornemann ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn. Seine „humoristischen Jagdgedichte“ (hochdeutsch), die eine geradezu verblüffende Erfahrung auf allen Gebieten des edlen Weidwerks zeigen, sind noch heute ein Lieblingsbuch in Jägerkreisen.

F. Wippermann.

Niederdeutsche Spuren in hochdeutschen Aufzeichnungen aus der Zeit vor hundert Jahren. Mein Urgroßvater, der als Lüßower Jäger die Feldzüge 1813/14 und 1815 mitmachte, hat darüber Aufzeichnungen hinterlassen, die abgesehen von ihrem Inhalt auch sprachlich interessant sind. Gebürtig aus Hildesheim war er fünf Jahre vor Beginn der Freiheitskriege nach Berlin geflüchtet, um vor den westfälischen Werbemännern sicher zu sein. Trotzdem er also auf niederdeutschem Gebiet lebt, findet sich in den 220 und 112 Oktavseiten umfassenden Aufzeichnungen nur knapp ein Duzend Belege für Niederdeutsches. Vergleichsweise haben die Briefe Blüchers bedeutend mehr Niederdeutsches. Man darf daraus aber nicht schließen, daß das Plattdeutsche in Hildesheim oder Berlin nicht in Gebrauch gewesen sei; es ist eben nicht Schriftsprache.

Die Belege sind folgende: Niederdeutsche Aussprache des pf als f beweist die Verwechslung der beiden Laute in der Rechtschreibung: „Pfleck, Pflaumfedern“ und andererseits „beslangt“. Anscheinend auf plattdeutsche Aussprache geht auch die Verwendung des g in „Leige“ statt „Leige“ und „Kugon“ statt „Kujon“ zurück. Niederdeutsche Formen sind „geschneet, waden, Kerls, vor“ statt „für“. Sehr erfreulich ist ein Beleg für das seltene Wort „schmudeln“. Es hat gewöhnlich nur die Bedeutung „beschnuzen“. Hier im Kriegstagebuche muß es aber die gleiche oder eine ähnliche Bedeutung haben, wie sie Schüze in seinem hollsteinischen Idiotikon angibt, nämlich „schmaufen, essen“. Die Stelle im Tagebuch lautet: „Mir hat man die Besorgung der Küche übertragen. Da wird nun freilich den ganzen Tag geschmudelt.“

Fr. Krage (s. 3. im Felde).

Plattdeutsch im Ratsgymnasium zu Hannover im 17. Jahrhundert. Der Rektor M. Johannes Strube führte am 4. Mai 1634 zwei neue Lehrer in ihr Amt mit einer lateinischen Rede ein, in der er die Einrichtung der hannoverschen Stadtschule wie seine pädagogischen Anschauungen und Grundsätze darlegte. Darin interessiert uns die Vorschrift für den Religionsunterricht in den unteren Klassen, welche berücksichtigte, daß manchem hannoverschen Jungen das Weisnische Deutsch von Luthers Bibelübersetzung schwer fiel; in solchen Fällen sollte der Lehrer bei der Erläuterung zum Plattdeutschen greifen. (Bertram, Geschichte des Ratsgymnasiums, vormalig Lyzeum, zu Hannover. Hannover 1915, S. 80.)

W. St.

Plattdeutsch im Examen. Die Königl. Preuß. Wissenschaftliche Prüfungskommission zu Greifswald stellte durch Professor Christmann, Greifswald, auf Wunsch eines Kandidaten zur Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen zur schriftlichen Bearbeitung die Aufgabe: „Die Grundzüge des Hamburger Plattdeutschen“.

Plattdeutsche Schredensammer. (Vgl. S. 61.) Seit einigen Jahren führen wir in dieser Abteilung (deren Namen der treffliche C. Rud. Schnitger gegeben hatte) einen Kampf gegen das bekannte Wisblatt-Platt. Die letzte von Fries Lau eingeschickte Zustimmung ist wieder in einen Teil der Tagespresse über-

gegangen und hat Zustimmung gefunden. Eine etwas absichtlich ausgefallene öffentliche Kritik des auch von uns schon gezeigten „Nadding-Platt“ veranlaßte den Ull zu heftiger Abwehr. Es ist aber gut, daß die Herren endlich einmal sehen, daß das Plattdeutsch nicht dazu da ist, von ihnen beliebig be- und mißhandelt zu werden. Da möge man sich auf andere „Modestücken“ stützen. Wir werden gewiß die Worte einer Zuschrift aus dem Felde beherzigen: „Nicht nachlassen! Die Leute schaden!“ P. W.

Plattdeutsche Hausnamen. Im Quickborn XI S. 62 (vgl. S. 23) ist „Riel in de See“ als Name eines Hauses im Nordseebad St. Peter angeführt. Als Gegenstück dazu kann ich anführen, daß in Stralsund das Haus Tribseersulstraße Nr. 1 offiziell den Namen „Riel övern Die“ führt. Auch aus früheren Zeiten liegen Zeugnisse für analoge Benennungen vor. An der Südostseite der hinterpommerschen Stadt Schwelbein lag im ausgehenden Mittelalter ein Stadtturm, der den Namen „Riel in Pommern“ führte; er ist offenbar zu einer Zeit erbaut und benannt worden, als die Stadt und ihre Umgebung noch zur Neumark gehörten. — In Kummerow an der vorpommersch-mecklenburgischen Grenze errichteten die Brüder Heinrich und Sieghard von Thun ein Schloß, das sie „Riel in de Peene“ benannten; das Schloß ward von Herzog Barnim III. zerstört. — Bei Parchim in Mecklenburg lag auf einem Höhenzuge ein Turm, der „Riel in die Mark“ hieß. — An der Südwestseite der Stadt Pasewalk, deren mittelalterliche Befestigungswerke zum Teil noch wohl erhalten sind, liegt ein Mauerturm, der gleichfalls den Namen „Riel in de Mark“ führt. Der massive Turm hat zylindrische Gestalt mit zwei Einschnürungen; am oberen Rande hat er einen Zinnenkranz und ist durch einen spitzen Helm abgeschlossen. Der Sage nach ist dieser Turm im 15. Jahrhundert mit dem Lösegelde erbaut, das zahlreiche von den Pasewalkern gefangen genommene Märker der Stadt für ihre Loslassung aus der Gefangenschaft zahlen mußten. Andere sagen, der Turm sei dem Markgrafen Friedrich (d. i. Kurfürst Friedrich II.) zum Trost und Hohn erbaut worden, als dieser die Stadt 1469 erfolglos belagerte; jedenfalls stammt aus dieser Zeit der alte Spottvers, der sich im Volksmunde bis auf den heutigen Tag lebendig erhalten hat:

Riel in de Mark
 In rohre nich!
 Markgraf Friedrich
 De deit di nichst.

In der Stadt Danzig liegt, wie ich höre, ein mittelalterlicher Turm, der ehemals am Rande des Weichbildes der Stadt lag, nun aber infolge der Erweiterung der Stadt mitten im Häusermeer erblickt wird; daher wird er scherzweise „Riel in de Kä“ genannt. (Vgl. Haas: Pommersche Sagen Nr. 251.) Es wäre interessant zu erfahren, ob die Gepflogenheit, hervorragende Gebäude mit derartigen imperativischen Namensformen zu belegen, auch in anderen Teilen Deutschlands wiederkehrt.

Prof. Dr. A. Haas (Stettin).

Es sei noch darauf aufmerksam gemacht, daß in demselben Heft unserer Zeitschrift (Mitteilung aus dem Quickborn IX, S. 43) Prof. Bremer den Befestigungsturm „Riel in de Röt“ in Reval anführte. P. W.

Weltkrieg und Muttersprache. Im General-Anzeiger für Düsseldorf würdigte kürzlich der Bibliotheksdirektor Dr. C. Nörrenberg in einem anregenden Aufsatze die Tätigkeit Georg Wenters. Er beklagt bei dieser Gelegenheit „die Unbekanntheit des großen Publikums mit der Tatsache des Sprachlebens in Deutschland“ und schließt daran — unter nachdrücklichem Hinweis auf die bei N. G. Elvert in Marburg im Neudruck erschienene Schrift Wenters „Das Rheinische Platt“ — den beherzigenswerten Wunsch, daß dieser Weltkrieg die Folge haben möge, „daß der Deutsche sich ein wenig mehr mit seiner Muttersprache beschäftigt, nicht mit so elendem Kram wie Rechtschreibung und ob dies oder jenes „richtig“ ist, sondern mit ihrem inneren Leben, mit den Kräften und Gefühlen, die darin walten, der Mittel und Fähigkeiten, die sie besitzt, Ausdruck unseres Innenlebens zu sein.“ Wenn Nörrenberg wünscht, der Deutsche möge für diese wahrhaftig nicht gleichgültigen Dinge das Interesse aufbringen, das sie verdienen, so werden ihm zahlreiche Quickbornmitarbeiter

freudig zustimmen. Wir wollen weder Leichen sezieren noch Nasen gerade richten: dem vollen Leben der Sprache, des wichtigsten Ausdrucksmittels unserer Kultur, gilt unsere Liebe und unsere Arbeit. P. W.

Aus dem Liederbuch der 76er. Johs. E. Kabe erhielt kürzlich von einem der in seinem Speicherbuch (Quickbornbuch Bd. 2) so prächtig beschriebenen Hamburger Speicherarbeiter für das Kriegsarchiv des Quickborn nachstehendes Marschlied. Es ist nach Angabe Kabes Gewährsmann in den 90er Jahren aufgetaucht, und rasch beliebt geworden, wurde damals auch immer gesungen, wenn hohe Vorgesetzte anwesend waren, die es noch nicht kennen gelernt hatten:

Wohlauf Hammonias Söhne all
Stimmt in das Lied mit ein,
Mit Donnerton und Jubelschall,
Dem Kaiser es zu weihn.
Es ist ja auch Hammonia,
Die unser Herz besigt,
Die Tochter der Germania,
Die unsere Rechte schügt.
Hurrah, hurrah, hurrah
Germania und der Hammonia!

In geit dat noch mol wedder los,
Denn, Willem, heur de Bitt:
Ob dat nu Ruß, ob dat Franzos'
Nehm Hamborgs Jungens mit!
Denn fallst du sehn wie unse Satt
For unsen Kaiser sleit,
Wenn wi op good Hamborger Platt
Jem fix dat Fell verneit!
Hurrah, hurrah, hurrah
Germania un de Hammonia!

Die Hamburger Jungens haben im gegenwärtigen Kriege bewiesen, daß sie auch heute noch „Hamburger Platt“ mit Deutschlands Feinden zu sprechen wissen. P. W.

Das Martenstingen erfreut sich ebenso wie der Rummelputt einer besonderen Unbeliebtheit bei gewissen Behörden, die darin nur „Betteln und grobes Unfug“ sehen. Im ersten Kriegsjahre wurde es wieder in Celle, im zweiten in Duderstadt verboten. Mit Recht bemerkt die Zeitschrift „Hannoverland“ zu derartigem Vorgehen, in dem deutsche Behörden wieder einmal eine alte deutsche Sitte mit einem Federstrich aus der Welt schaffen: „Wer einen alten, von den Vätern auf die Jungen gekommenen Brauch einfach verbietet, verkennet die hohen Ziele der Heimatpflege und den ideellen Wert derartiger Bräuche, die unserem Volkstum einen eigenartigen Reiz und Reichtum geben. Wollte man aber unseres Volkes althergebrachte Sitten und Gebräuche darum als keiner Berücksichtigung wert halten, und sie sogar verbieten, weil sie aus altheidnischer Zeit stammen, so würde ein solches radikales Verfahren ebenso ungeschichtlich wie unkirchlich sein. Denn gerade in und mit solchen Sitten bewahrt ein Volk die lebendige Erinnerung an die Vergangenheit und zwar in der verständlichsten und anschaulichsten Weise. Wer keine Erinnerung hat, hat auch keine Zukunft; die Vergangenheit vergessen, bedeutet geistig stumpf werden, absterben.... Auch Tapferkeit und Kampfesfreude der Deutschen ist ein Erbstück aus alter Zeit. Sollen wir sie vernichten gleich den alten Volksbräuchen, weil sie aus vorchristlicher, altheidnischer Epoche stammen: Je mehr man aber dem Volke seine Eigenart, seine Überlieferung raubt, desto unfroher und untüchtiger macht man es. Schon hat der Bureauträtismus viel zu viel ertragfähigen Weizen ausgerissen und das Volksleben verodet, daß man sich heute mit Händen und Füßen sträuben muß gegen alle Anschläge auf die Volks sitten und Volksbräuche. Mit jedem Erfolg, den jener Bureauträtismus hat, geht ein Stück deutschvölkischen Selbstbewußtseins, deutscher Erinnerung zu Grunde. Auswüchse der alten Volksbräuche sollen und müssen bekämpft werden und zwar mit allem Nachdruck,

aber es ist deshalb doch nicht nötig, nun jeden alten Brauch mit Stumpf und Stiel auszurotten. Auf dem höchsten preussischen Orden mit seinen fremden Namen stehen in leider auch fremder Sprache die Worte: Jedem das Seine! Nun wohl, laßt auch dem deutschen Volke das Seine, laßt ihm seine Eigenart und zerstampft und plantiert nicht alle grünen Däsen des Volkslebens, damit das deutsche Vaterland nicht zuletzt ein großer Exerzierplatz wird, auf welchem man alle deutsche Stammeseigenart und Sitte uniformiert. Alles dem Vaterland, aber ein Vaterland hat nur der, welcher zurückblicken kann auf vaterländische Vergangenheit im großen und kleinen. Reißt ihr die Erinnerung aus dem Herzen, so reißt ihr auch ein Stück Vaterlandsliebe mit fort. Deutsch sein heißt treu sein, treu den alten, lieben Bräuchen und damit auch dem Vaterlande!"

Der Rummelputt im Schützengraben. Als ein Umwerter aller Werte erweist sich der Krieg. Die engere Heimat und ihre Gebräuche sind in der Bewertung stark gestiegen. So kam eine bewußte Freude an der plattdeutschen Sprache zum Ausdruck, wie man sie in unserer gleichmacherischen Zeit kaum noch für möglich gehalten hatte. So sind an der Front alte Volksunterhaltungen und -bräuche zu neuem Leben erwacht, die heimatliche Behörden bereits zum allmählichen Absterben verurteilt hatten, wie den alten Rasper Putschenelle und den „Rummelputt“, den ebenso wie das Martensingen schon vor Jahren vielerorts Licht und Bann trafen. Nun, in den Schützengraben haben Landratsämter und Polizeibehörden glücklicherweise keine Machtbefugnisse, und so konnte da sogar der Rummelputt dort aufs Neue zu Ehren kommen. Schleswig-Holsteiner waren es, die am Alljähresabend mit dem selbstgefertigten Lärm-instrument und dem Bittgesang: „Fieten mol de Dör mal op, de Rummelputt is buten“ vor die Offiziersstände zogen, und dort hatte man denn auch Humor genug, die Leute nicht etwa mit dem Bettelparagraphen zu bedrohen, sondern sie, erfreut über die Heimats Erinnerung, zu bewirten und zu beschenken.

P. W.

Rasper Putschenelle im Gefangenenlager. Nachdem wir in den letzten Jahren und besonders in den Kriegszeitern so oft über „Rasper in allen Lebenslagen“ berichten konnten, wollen wir unsern Lesern jetzt auch nicht eine beim Quickborn-Verlag eingegangene Postkarte vorenthalten. Es heißt darin:

„Aus einem Gefangenenlager in Frankreich erhalte ich von einem Freunde, dem ich Ihr Büchlein „Sünd ji all dor!“ gesandt habe, folgende Zeilen: Endlich ist es mir möglich, Dir für gesandtes Büchlein meinen Dank auszusprechen. Wir haben es hier zu Vorstellungen benutzt und die Figuren selbst angefertigt. Es hat uns oft die Langeweile vertrieben.“

Was kann Johs. E. Rabe, der Lebensretter Raspers, mehr verlangen?

P. W.

Kleine Aufzeichnungen. Rektor Heinrich Lund, langjähriger Schriftleiter der Kieler „Heimat“ ist am 8. Januar gestorben. — Am 8. Februar starb zu Hamburg Gustav Falke. Seine Kunst wurzelte durchaus im niederdeutschen Boden, wengleich er in plattdeutscher Sprache nur wenig geschrieben hat, und auch nicht gerade das für seine Art Ausschlaggebende. Aber seine Verse zu Otto Speckers „Vogelbuch“ und seine Kindergedichte in „n Handvull Appeln“ (beide bei Alfred Nansen in Hamburg erschienen) sollten in niederdeutschen Kreisen bekannter sein, als sie es tatsächlich sind.

Studium des Niederländischen und Blämischen in Hamburg. In der Zeitschrift Das Größere Deutschland Nr. 46 (13. November 1915), Seite 1540/1, beklagt es Friedrich Michael in einem Artikel: „Niederländisch an deutschen Universitäten!“, daß die deutschen Universitäten sich gar nicht um das Niederländische und Blämische kümmern; es werde nur in Münster eine ein-stündige Vorlesung über die blämische Literatur des 19. Jahrhunderts abgehalten, und in Jena gebe es Mittelniederländische Übungen, die wahrscheinlich streng philologischen Charakter trügen. — Hierzu schreibt Professor Borchling in Nr. 50 dieser Zeitschrift, Seite 1683/4: „Entgegen den Behauptungen des Herrn F. Michael möchte ich doch darauf aufmerksam machen, daß wir hier in Hamburg das Niederländische mit Einschluß des Blämischen seit Semestern

schon sehr eifrig betrieben. Mein holländischer Hilfsarbeiter, Herr Dr. Kloete, ist allerdings leider am 1. November vorigen Jahres fortgegangen, um in seiner Heimat eine Oberlehrerstelle anzunehmen. Die von Dr. Kloete seit Ostern 1912 regelmäßig im Rahmen des Kolonialinstituts und des Allgemeinen Vorlesungswesens abgehaltenen niederländischen Sprachkurse habe ich seitdem selbst übernommen und sie auch in diesem Semester mit gutem Erfolg durchgeführt. Außerdem lese ich im zweiten Quartal dieses Winters in einer öffentlichen Vortragsreihe: Geschichte der vlämischen Literatur im Überblick. Von den 9 Vorlesungen sind 4 der mittelalterlichen Dichtung, einschließlich des 16. Jahrhunderts, 5 der vlämischen Literatur im 19. Jahrhundert gewidmet. Auch in meinen Übungen zur wissenschaftlichen Mundartenkunde bespreche ich ausschließlich niederdeutsche und niederländische Mundartgrammatiken. Die Michaelis 1911 von mir eingerichteten kapholländischen Sprachkurse für Hörer des Kolonialinstituts habe ich mehrere Semester fortgesetzt und sie nur deshalb aufgegeben, weil keine Zuhörer mehr dafür da waren. Ich bin jeden Augenblick bereit, wenn es not tut, solche Kurse wieder aufzunehmen, glaube allerdings, daß wegen der letzten Kriegsereignisse gerade für Kapholländisch zurzeit kein Interesse besteht. — Das Studium des Niederländischen und Vlämischen im Hamburgischen Vorlesungswesen wird aber nicht nur in Vorlesungen und Übungen betrieben, sondern vor allem auch in der inneren Arbeit des Deutschen Seminars. Das Seminar besitzt selbst eine ansehnliche, durch einen besonderen jährlichen Zuschuß der Oberschulbehörde geförderte niederländische Abteilung, in der neben dem Mittelniederländischen auch die modernen Mundarten stark vertreten sind. Gerade vom Vlämischen besitzen wir z. B. die meisten Mundarten-Wörterbücher und Grammatiken. Außerdem ist aber in den Räumen des Seminars noch die niederdeutsch-friesische Bibliothek der Theobald-Stiftung aufgestellt, die eine große Anzahl niederländischer sprachlicher Werke besitzt. — Schließlich will ich noch erwähnen, daß wir gerade in den letzten Wochen den niederländischen Teil der „Bibliographie der deutschen Mundartenforschung und Dichtung“, die Professor Wrede in Marburg für die Zeitschrift für deutsche Mundarten herausgibt, hier im Seminar bearbeitet und eben abgeliefert haben. Es sind darin alle in den Jahren 1907/1914 erschienenen niederländischen und vlämischen Mundartenforschungen und Dichtungen, soweit sie uns erreichbar waren, verzeichnet worden. — Aus alledem geht wohl hervor, daß hier am Hamburgischen Vorlesungswesen für die Forschung der niederländischen und vlämischen Sprache und Literatur mehr geschieht als irgendwo anders an deutschen Hochschulen.“

Jakob Grimm und die Vlamen. In einem vor kurzem in der Weidmannschen Buchhandlung zu Berlin erschienenen Buche „Altdeutsche Stimmen“ veröffentlicht der Archivar der deutschen Kommission bei der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften Dr. Fritz Behrend in einer Abhandlung über die Anfänge der vlämischen Bewegung in Französisch-Flandern einen bisher ganz unbeachtet gebliebenen Brief von Jakob Grimm, der gerade jetzt, da langgehegte Wünsche in der Errichtung der vlämischen Universität in Gent ihre Erfüllung gefunden haben, für uns von besonderem Interesse ist. Nachdem um 1840 die vlämische Bewegung in Belgien kräftig eingesetzt hatte, griff sie bald auch nach Frankreich über. 1853 bildete Edmond Henry de Couffemaker mit einer Anzahl von Befinnungsgeossen ein „Comité Flamand de France“, dessen Zeitschrift bis heute besteht. Die Gesellschaft, die sich der germanischen Zusammengehörigkeit wohlbewußt war, hat in deutlicher Sinneigung zu deutschem Wesen Jakob Grimm, das Ehrenpräsidium anzunehmen. Der greise Gelehrte entsprach der Bitte und sandte an den Vorsitzenden ein in französischer Sprache abgefaßtes Dankschreiben, das manche bedeutsame Äußerung des großen Sprachforschers über vlämische Sprache und Eigenart enthält. So heißt es darin: „Die Lebenskraft der vlämischen Sprache muß in Erstaunen setzen; nach Jahrhunderten und unter dem beherrschenden Einfluß der französischen Sprache hat sie ihr Leben und ihre Volksgunst bewahrt. Ich begrüße Ihre Bemühungen mit vielem Beifall; das Erdreich, das Sie bebauen, ist ergiebig und fast unberührt, eine überreiche Ernte kann nicht ausbleiben. Wir Deutsche fühlen uns immer als Ihre alten Landsteute; der Dialekt, den Sie nicht aufgehört haben

zu sprechen, eint sich in unserm „deutsch“. Nennen Sie nicht Gott, Vater, Mutter, Himmel und tausend Dinge genau so wie wir? Also müssen wir uns in unendlich vieler Hinsicht besser verstehen, als Fremde es begreifen könnten. Sie verzeichnen und sammeln durch Ihre Arbeiten eine Menge Wörter, Ausdrücke, Gebräuche und Anschauungen, die der Aufbewahrung und näheren Durchforschung wert sind. Mit Ungeduld erwarte ich Ihre Sammlung von Volksliedern, die ohne Zweifel in Frankreich wie in Deutschland beifens aufgenommen werden wird. . .“

Die vlämische Universität. Der Generalgouverneur hat von einer Gruppe Antwerpener, Brüsseler und Genter Persönlichkeiten, meist belgischen Amtspersonen, ein Schreiben erhalten, in dem er angegangen wird, von der Verblamung der Genter Universität Abstand zu nehmen. Die Unterzeichner machen für ihr Gesuch politische und moralische Gründe geltend. Der Generalgouverneur hat ihnen in einem an Herrn Louis Franck in Antwerpen gerichteten Schreiben folgende Antwort erteilt:

Wollen Sie und die übrigen Herren, welche das an mich gerichtete Gesuch, betreffend die Genter Hochschule, unterzeichnet haben, Folgendes zur Kenntnis nehmen: Die Pressemitteilung, daß im belgischen Staatsbudget von 1916 Mittel für die Umformung der Genter Hochschule in eine vlämische ausgeworfen sind, ist richtig. Mit den Vorbereitungen zur ordnungsmäßigen Durchführung dieser Maßnahme ist bereits begonnen worden.

Die in Ihrem Gesuche angeführten Gegengründe sind in keiner Weise geeignet, mich von meiner Anordnung abzubringen. Ich schätze die wichtigen ideellen und materiellen Aufgaben, die der höhere Unterricht und die Universitäten zu erfüllen haben, zu hoch ein, als daß ich Ihrer Ansicht beipflichten könnte, daß man die Jugend des besten Landes noch lange ohne die Wohlthat eines solchen Unterrichtes lassen kann, ohne sie schwer zu schädigen. Oder erachten Sie es etwa für zweckmäßig, noch einem weiteren Jahrgang der gebildeten Jugend die so dringlich nötige Hochschulunterweisung vorzuenthalten? Wer das wollte, müßte die Verantwortung für den dann unvermeidlichen Rückgang des Bildungsstandes und also auch der Wohlfahrt des Landes tragen. Ich bin nicht in der Lage, diese Verantwortung zu übernehmen. Daher habe ich die Möglichkeit der Wiederaufnahme des Hochschulunterrichtes durch die zuständigen amtlichen Stellen seit längerem gewissenhaft untersuchen lassen. Dabei wurde auch die Wiedereröffnung der Genter Staatsuniversität und, in Berücksichtigung einer alten und gerechten Forderung des vlämischen Volkes, auch die Frage ihrer Umwandlung in eine vlämische Hochschule mit behandelt.

Wenn ich diese Forderung als voll begründet anerkenne und sie nunmehr erfüllen will, so vollziehe ich damit einen Akt, zu dem ich als Inhaber der obersten Landesgewalt nach Recht und Gesetz befugt und zu dem ich überdies aus Gründen der Gerechtigkeit und wegen der Wohlfahrt der vlämischen Bevölkerung verpflichtet bin. Demnach fehlt Ihnen jeder Anlaß, in Ihrer Denkschrift von meiner Verfügung wie von einem überflüssigen Geschenk zu sprechen, das die Blamen aus deutscher Hand nicht annehmen könnten. Ihre Meinung ferner, daß es sich bei den vlämischen Angelegenheiten und bei der Genter Hochschulfrage um innerbelgische Verhältnisse handle, in die einzugreifen die besetzende Macht keine Befugnis habe, ist weder sachlich noch rechtlich stichhaltig. Sie wissen genau, daß Deutschland in Friedenszeiten sich, im Gegensatz zu den Franzosen, stets jeder Einmischung in diese Dinge enthalten hat. Umfoweniger kann ich die Regierungs- und Verwaltungsrechte, die Deutschland als der besetzenden Macht nunmehr in Belgien auch bezüglich des Hochschulwesens zukommen, irgendwie beeinträchtigen lassen. Es ist auch für eine Landesverwaltung praktisch unmöglich, die bedeutungsvollen Umstände und Gesichtspunkte, die sich aus dem Zusammenleben verschiedensprachiger Volksstämme in einem Staatswesen ergeben, ohne sorgfältige Behandlung zu lassen. Auch in dieser Hinsicht untersteht das Hochschulwesen meiner Verwaltung und Gesetzgebung.

Die von Ihnen geltend gemachten moralischen Bedenken halten gleichfalls einer näheren Prüfung nicht stand. Insbesondere ist die Auffassung unrichtig, daß diejenigen Belgier, die bei der Einrichtung der vlämischen Hochschule in Gent mitwirkten, gleichsam eine Illoyalität gegen ihren Staat oder gar gegen

das vlämische Volk begehren. Was Sie und Ihre Freunde früher oft genug ausgesprochen haben, daß nämlich die möglichst baldige Einrichtung einer vlämischen Universität in Gent eine unerläßliche Vorbedingung für die geistige und wirtschaftliche Entwicklung und Besserstellung des vlämischen Volksteils sei, trifft auch unter den heutigen Umständen in vollem Umfang zu. Wer sich also der von mir angeordneten Umgestaltung widersetzt, schädigt ein Lebensinteresse des niederländischen Volksstammes in Belgien, ohne dem belgischen Staate das Geringste damit zu nützen.

Diese Erkenntnis herrscht, wie Ihnen wohl bekannt ist, in weiten vlämischen Kreisen. Sie denken nicht daran, den von Ihnen eingenommenen Standpunkt zu billigen. Ich vermag daher Ihnen und den Mitunterzeichneten Ihrer Eingabe keine Berechtigung zuzuerkennen, schlechtthin als Wortführer des ganzen Vlamentioms aufzutreten. Ob die von Ihnen betonte Schwierigkeit, ja die praktische Unmöglichkeit besteht, die Vervlamung der Hochschule durchzuführen, wird die Zeit lehren. Die Gefühle, die Sie für Ihre wallonischen Landesgenossen äußern, weiß ich wohl zu würdigen. Offenkundig ist jedoch die Unrichtigkeit Ihrer Behauptung, daß die Anschauungen über die internationalen Verhältnisse Belgiens bei allen Wallonen und Vlamen die gleichen seien. Es kann Ihnen nicht entgangen sein, daß gerade in dieser Hinsicht erhebliche Meinungsverschiedenheiten zutage getreten sind und noch bestehen.

Wie Ihnen schon durch den Herrn Gouverneur von Antwerpen eröffnet wurde, kann ich nicht zulassen, daß die in Ihrer Eingabe niedergelegte feindselige Stimmung einzelner Persönlichkeiten gegen die Vervlamung der Genter Hochschule zu einer politischen Propaganda ausgestaltet wird. Insbesondere müßte ich jedem Versuch, Hochschullehrer oder Studenten von der Mitwirkung oder Teilnahme an diesem Werke abzuhalten, aufs entschiedenste entgegentreten.

Die Dienstsprachen in Belgien. Eine neue Dienstsanweisung der deutschen Verwaltung ist am 22. März 1916 für den vlämischen Landesteil unter besonderer Berücksichtigung der eigenartigen Verhältnisse in Groß-Brüssel erlassen worden. Sie bestimmt folgendes: Als vlämischer Landesteil gelten nach dem Gesetz vom 22. Mai 1878 die Provinzen Ost- und Westflandern, Antwerpen, Limburg und von der Provinz Brabant die Kreise Brüssel und Löwen. — Die deutschen Behörden schreiben an belgische Behörden und Zivilpersonen in deutscher Sprache; eine vlämische Übersetzung kann in geeigneten Fällen beigelegt werden. Öffentliche Bekanntmachungen deutscher Behörden erfolgen in deutscher Sprache unter Beifügung einer vlämischen Übersetzung. Eine französische Übersetzung kann im Bedürfnisfalle, namentlich in den Gemeinden von Groß-Brüssel, beigelegt werden. — Die belgischen Behörden haben beim Schriftverkehr innerhalb des vlämischen Landesteils wie folgt zu verfahren: Öffentliche Bekanntmachungen erfolgen in vlämischer Sprache; eine französische Übersetzung kann beigelegt werden. Schreiben an Gemeinden und Privatpersonen sind in vlämischer Sprache abzufassen, es sei denn, daß der Empfänger um eine französische Antwort gebeten oder selbst französisch geschrieben hat. Im Kreise Brüssel können diese Schreiben in vlämischer oder französischer Sprache abgefaßt werden; sie müssen vlämisch abgefaßt werden, wenn der Empfänger darum gebeten oder selbst vlämisch geschrieben hat. Im inneren Dienst jeder Behörde und an andere staatliche Verwaltungsbehörden ist in vlämischer Sprache zu schreiben, im Kreise Brüssel vlämisch oder französisch. — Die belgischen Zentralbehörden in Brüssel haben an die Behörden, Gemeinden und Privatpersonen in den vlämischen Provinzen in vlämischer Sprache zu schreiben; hat eine Gemeinde oder Privatperson um eine französische Antwort gebeten oder selbst französisch geschrieben, so kann französisch geantwortet werden. Befinden sich die Empfänger im Kreise Brüssel, so können die Schreiben vlämisch oder französisch abgefaßt werden; sie müssen vlämisch abgefaßt werden, wenn der Empfänger um eine vlämische Antwort gebeten oder selbst vlämisch geschrieben hat.

Vlämische Presse. „Brij Belgie“ vom 7. April 1916 zählt folgende vlämische Blätter und Zeitschriften auf, die außerhalb des von den Deutschen besetzten Gebietes erscheinen: 1) Brij België (im Haag), 2) De Stem uit België (London), 3) Ons Vaderland (La Panne), 4) De Belgische Standaard (La Panne), 5) Onze Kunst (Amsterdam), 6) De Kampbode (Zeist),

7) Belgisch Dagblad (Haag), 8) Ons Vlaanderen (Paris), 9) Rond den Bzer (La Panne), 10) Het Vaderland (Le Havre).

„**Spreect Uw Saal!**“ Die Kriegszeitung des 15. Armeekorps veröffentlicht in ihrer neuesten Nummer die folgende Plauderei: „Das Schaufenster der Buch- und Schreibwarenhandlung am kastanienbewachsenen Kirchplatz in Gheluwe hat stets eine hohe Anziehungskraft auf die feldgrauen Bewohner des freundlichen Ortes ausgeübt. Ich muß gestehen, daß es auch mich jedesmal fesselte, wenn mich der Weg vorbeiführte. Es ist ja auch eine eigenartige Auslage, die es da zu beschauen gibt. Neben mancherlei Schreibwaren sehen wir Bücher in vlämischer und deutscher Sprache, Bilder, Ansichtskarten aller möglichen Sorten, zwischen ihnen auch eine erst im Krieg entstandene Neuheit: Postkarten, ohne jeden Bildschmuck, mit aufgedruckten Gedichten. Diese sind ja oft etwas uneben, immer aber zeugen sie von tiefem Empfinden, von Kameraden-treue und häufig von der Liebe zur Heimat. Sie sind meist im Schützen-graben entstanden; denn unsere deutschen Soldaten sind begeisterte Anhänger der Dichtkunst. Ich brauche ein vlämisch-deutsches Wörterbuch und betrete den freundlichen Laden. Beim Suchen nach einem geeigneten Werkchen fällt mein Blick auf die ausgestellten „Andenken“. Zwischen Broschen aus belgischen Münzen finde ich eine Brosche in Form eines Wappenschildchens mit der Aufschrift: **Spreect Uw Saal** (**Spreect Eure Sprache!**). Da mir die Bedeutung dieser Mahnung im ersten Augenblick nicht einleuchten will, bitte ich die eifrig und liebenswürdig bedienende flachshaarige Tochter des Geschäftinhabers um Auskunft. Und da erzählt sie mir in gutem Hochdeutsch, das sie von der deutschen Soldatenskundenschaft erlernt hat, mit steigender Begeisterung von dem alten Kampf der Vlamen gegen die französisierten Wallonen, wie ihr guter Vater schon seit Jahren für die vlämische Sache streitet, und wie dringend nötig es sei, das von der welschen Seuche so stark bedrohte Grenzgebiet zu schützen vor sprachlichen Einflüssen und fremden Sitten. Ihre Wangen sind glühend rot geworden und die hellblauen Augen durchdringen mich förmlich, als sie am Schluß ihrer Worte fragend meint: „Ist es nicht eine Schande, seine Muttersprache zu verleugnen?“ Auch wenn sie nicht in so überzeugendem Ton zu mir geredet hätte, müßte ich ihr in diesem letzten Punkte ohne weiteres zustimmen. Und jetzt verstehe ich den Sinn des Wappenspruches: **Spreect Uw Saal!** Untermwegs aber muß ich noch über die Worte der jungen Vlamin nachdenken. Sie erinnern mich an etwas anderes und doch so ähnliches. Gab es nicht eine Zeit, wo man auch im Elsaß die einheimische Sprache, das gute, alte Elsäffer-ditsch, in gewissen Kreisen verschmähte? Wo es vielen Leuten nicht „schön“ genug war als Umgangssprache unter sich und ihresgleichen? Leute, die sich seiner schämten und es für richtiger und nötiger hielten, an seiner Stelle in der geschmeidigen Zunge der westlichen Nachbarn zu „parlieren“? Wie, wenn man ihnen ein Wappen schüfe mit der Mahnung: **Redde, wie eich der Schnawwel gewachse-n-isch!**?“

Ernt vlämisch. (Vgl. auch S. 64.) In weiterer Erledigung der Anfragen nach Lehrmitteln zur Erlernung des Vlämischen können wir noch verzeichnen: „Leitfaden zur schnellen Erlernung der vlämischen Sprache“. Von Dr. B. Gaster, Direktor der Deutschen Schule zu Antwerpen. Heftners Verlag, Wolfenbüttel 1916. Preis 1,10 M.

„**Polylott Runze**“. Schnellste Erlernung jeder Sprache. Flämisch ohne Lehrer. Mit genauer Angabe der Aussprache. Bonn a. Rh. Verlag von Karl Georgi, Universitäts-Buchdruckerei. 50 Pfennig.

Wilson und die plattdeutschen Amerikaner. Im 1. Heft des 6. Jahrgangs der „*M. a. d. N.*“ wurde erwähnt, daß im August 1912 der demokratische Präsidentschaftskandidat Wilson das Plattdeutsche Volksfest besucht, das Reuter-Altenheim besucht und — eine Wahlrede gehalten habe. Es hat vielleicht einen gewissen Reiz und für die Zukunft sogar einigen Wert, an diese (anscheinend gut gelungene) Stimmenfängerei dieses „Menschlichkeitsapostels“ zu erinnern. P. W.

Plattdeutsche Kriegsdichtungen usw. Wir verzeichnen hier — unter Vorbehalt der Besprechung in einem der nächsten Hefte — folgende Sonderausgaben:

„Plattdütsche Lieber ut das Kriegsjaar 1914/1915“ van Louis Victor Jæraëls, Weener (Ostfriesland). De „Reinertrag“ is för dat Otto Weddigen-Denkmal in Wilhelmshaven bestimmt. Preis 30 Pf.

„Reinart, der Fochs, singe Oued.“ En Dierjeschichte van der Weltkræg en Öcher Rümme met adije Beldchere va Will Hermanns. Oche 1916. Bröd an Verlag va Gebr. Drießen, G. m. b. H., Aachen.

„An'n Herd“. Plattdeutsche Feldbriefe von Karl Wagenfeld“. Erstes Heft. J. Schnell'sche Verlagsbuchhandlung (C. Leopold), Warendorf in Westf. Preis 25 Pf.

„Sturm überm Land“. Gedichte der Kriegszeit. Von Hans Fr. Mund. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. 1916. Brosch. 1.50, in Pappbd. 2. Mk. (Das Buch enthält vorwiegend hochdeutsche Gedichte.)

Hier mag auch ein Buch verzeichnet werden, das vlämische Gedichte mit gegenübergestellten hochdeutschen Übersetzungen enthält: „Bläemische Dichtung“. Eine Auswahl im Urtext und in Übersetzung. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. 1916. Brosch. 2 Mk., geb. 2.50.

Einzeldrucke (Flugblätter): „Plattdütsche Feldpostbriefe“. Von August Wibbelt. Die Reihenfolge wird fortgesetzt. 100 dieser im Verlage der oben genannten Schnell'schen Verlagsbuchhandlung erscheinenden Briefe kosten 1 Mark. — „De Politikus Harm vör Jan Poppingas Landkart“. (Sonderdruck der Ostfriesischen Zeitung. Zu beziehen durch Jan Poppinga, Emden. Preis 5 Pf.)

Kriegsposfkarte. Eine Postkarte mit der Abbildung einer von H. Heime mann entworfenen Ehrentafel der hamburgischen staatlichen Hauptgewerbeschule enthält unter dem Bild einen plattdeutschen Vers von Prätkel.

Zeitschriften. Es ist nachzutragen die bei der rührigen J. Schnell'schen Verlagsbuchhandlung (C. Leopold) Warendorf in W. erscheinende Zeitschrift „Die Heimatglocke. Grüße an Heer und Flotte“, die auch viel Plattdeutsches bringt.

Plattdütsch Land un Waterkant. Das zweite Heft scheint wieder allgemein gefallen zu haben. Es entlastete nicht nur unsere manchmal trotz kleinen Druckes und großen Formates ohnehin reichlich umfangreichen „Mitteilungen aus dem Quickborn“ von dem ihnen im 8. Jahrgang mit Rücksicht auf die plattdeutschen Krieger beigegebenen Unterhaltungsstoff, sondern erfüllt auch seinen Selbstzweck recht gut, wenn auch das zweite Blatt leider — mit Rücksicht auf unsere Verhältnisse — nicht in so großer Auflage erscheinen konnte wie das erste, das Weihnachtsheft.

Einen Maßstab für den (sprachlich diesmal vorwiegend nordniederfächsisch gewesenen) Inhalt sprechen zwei Rundgebungen aus westfälischem Sprachgebiet: Ein Bezirksjugendpfleger erbat im Auftrage seines Regierungspräsidenten die Nachdruckerlaubnis für Gedichte von G. F. Meyer und Ludwig Frahm und den Feldgrauen Kasper von Peter Brögel. — Ein rheinisch-westfälisches Mitglied des preussischen Abgeordnetenhauses schrieb uns: „Heute erhielt ich zufällig Blatt 2 Ihres „Plattdütsch Land un Waterkant“. Ich habe es mit größtem Interesse gelesen, es ist hervorragend schön. Besten Glückwunsch dazu! — Ich hätte gern die erste und alle folgenden Nummern.“ (Die gesperrten Stellen hatte der Brieffschreiber unterstrichen.) P. W.

Schick Quickborn-Bücher ins Feld! Die im letzten Heft von D. Steilen veröffentlichte Aufforderung wird hoffentlich in der bevorstehenden Reichsbuchwoche recht umfangreich befolgt werden. Welche Aufnahme die Bücher im Felde finden, das zeigt aufs neue eine von Enno Narten aus dem Felde (von Sedan aus) an den „Wanderer, Monatschrift für Jugendsinn und Jugendlust“ geschickte Besprechung:

„Die sich „Quickborn“ nennende Vereinigung von Freunden der niederdeutschen Sprache und Literatur in Hamburg gibt kleine, geschmackvoll gehaltene Bändchen heraus mit Proben aus den Werken niederdeutscher Dichter. Es sind meist der breiten Masse unbekannte Schriftsteller, die hier zu uns sprechen, aber es geht jedem Leser mit ihnen wie mit einem treuen Freunde. Man erkennt es beim ersten Zusammentreffen, daß man zusammengehört, und läßt nicht wieder voneinander.“

Nichts spricht wohl besser für die Sammlung als gleich der erste Band: „Solstenart“, eine Auswahl aus den Werken von Johann Hinrich Fehrs. Wer da den „Winter in Staerkamp“ mit dem angehenden Schulmeister verlebt und vor allem den „Sünabend“-abend Gast bei Sinnerk un Anna in de lütt Kat un den lütten Blomgarn gewesen ist, dessen Herz muß sich weiten vor Freude und Zufriedenheit, und er wird sicherlich zu weiteren Werken des Dichters greifen, um aus ihnen neue Kraft und neuen Frohsinn zu schöpfen und des Lebens Hast und Last zu vergessen.

Da ist ein zweites Bändchen, in dem uns Johs. E. Kabe treppauf, treppab durch die hohen alten Hamburger Speicher führt, an Warenballen, Lutten und Trägern vorbei. Und auch hier schließen wir rasch Freundschaft mit Fuhrleuten, Arbeitern, Lehrlingen und Erwerführern auf dem trüben Fleet vor dem Speicher.

Friedr. Wilh. Pyra erzählt uns in einem anderen Buch: „Schnack und Schnurren“ allerhand kernhaft bodenständige Geschichten voller Humor und sittlicher Kraft.

Und schließlich möchte ich noch auf meinen Landsmann, den Oldenburger Theodor Virks hinweisen. In dem vierten Quickbornband: „Van Jadedstrand un Weserkant“ ist es wieder ein junger Seminarist Philipp Warnten, der unser Herz im Sturm einnimmt, und nicht zuletzt auch Doktors Karl, als er seinem Vater sagt: „Ja hew wunnen!“

Die Reihe der Quickborn-Bücher ist schon zu groß, um auf sie alle auch nur ganz kurz eingehen zu können. Es ist aber auch nicht nötig, denn ein Buch ist wie das andere, schön und echt und wahr, eine Perle niederdeutscher Sprache und Forschung; und wenn man dabei noch den Preis von 0,50 Mark bedenkt, eine hervorragende buchhändlerische Leistung.“

  	Sprachecke	  
--	-------------------	---

Eine irreführende Regel? (Vgl. M. a. d. Q., 9. Jhg. S. 70.) In allen Fällen, wo man im Zweifel ist, ob ein Wort im Hochdeutschen mit *pf* oder *f* geschrieben wird, vergleiche man es mit dem entsprechenden plattdeutschen Worte; zeigt dieses ein *p*, so ist das hochdeutsche Wort mit *pf* zu schreiben. Diese Regel ist mit der einen Ausnahme Fleck - plattd. Plack durchaus richtig. Nur im Wortanlaut ist der norddeutsche Schüler unsicher, ob er *pf* oder *f* schreiben soll, weil er nur im Anlaut Wörter wie Pferd oder Pfund mit *f* zu sprechen pflegt. Dagegen im Inlaut und Auslaut *z. B.* in hüpfen und Kopf spricht er stets *pf*, schwankt daher nie zwischen der Schreibung *pf* oder *f*. Otto Bremer.

Ein Bruchstück eines Kinderpielreimes wurde mir kürzlich mitgeteilt, den ich in meiner umfangreichen Sammlung von Kinderreimen noch nicht hatte. Es lautet:

Mit'n eenen Foot tick,
Mit'n annern Foot tack,
Mit de een Hand klipp,
Mit de anner Hand klapp,
Mit'n Kopp nicknick,
Mit de Tunge' lictlick — —

Es liegt mir viel an der Vervollständigung dieses lustigen Reimes. Ich werde jedem Dank wissen, der mir dazu verhilft.

Paul Wriede, Hamburg 25.

  	Theater	  
--	----------------	---

„**Heidblüchen**“. Niederdeutsches Drama in fünf Aufzügen von Heinrich Lienu. (Vorstellung der Stavenghagen-Gesellschaft im Schillertheater, Altona.) Die „Hamburger Nachrichten“ schreiben über diese Aufführung: „Das Stück spielt im Frühjahr 1910 in einem holsteinischen Dorf. Von einer festgeschlossenen

Handlung ist wenig in ihm zu spüren, man kann besser von einem Ausschnitt aus dem bäuerlichen Leben reden, der dem Verfasser recht naturgetreu gelungen ist. Von den Vorgängen der fünf Aufzüge wäre etwa folgendes zu sagen: Der Hufner Schlobohm würde mit seiner jungen Frau Martha ein glückliches Leben führen können, wenn nicht seine Mutter, die Altenteilerin Stine Schlobohm, es aus Eifersucht (siehe: *Mudder Mews!*) und Verärgerung über angebliche Zurücksetzung dem Ehepaar bitter sauer machte; die Alte, sich immer mehr in Haß verstrickend, vertraut sich einer Kartenlegerin an, die sie in ihrem Wahnsinn bestärkt und sie nebenbei anstiftet, ihrem Sohn ein Schriftstück zu entwenden, das ihm die Benutzung eines Weges zu seiner „Störwiisch“ sichert, die ihm der Gutsbesitzer von Hohenhoff streitig machen will. Das Weib, die Schweden-Anna, spielt dem letzten das Schriftstück in die Hände, der es benutzen will, entweder den Hof Schlobohms an sich zu bringen oder des Hufners hübsche Schwester Mathilde sich zu Diensten zu machen. Als die alte Mutter nach vielem Wirrwarr endlich zur Erkenntnis kommt, daß sie Unheil angerichtet hat, packt sie das Gewissen; sie verfällt in schwere Geisteskrankheit und stürzt sich bei einem Anfall in eine Lehmkuhle. Sie büßt ihre Schuld mit dem Tode, während draußen ein schweres Wetter mit Donner und Blitz, Heißblühen, niedergeht. Dieses „Heißblühen“ hat schon bei Beginn des Stückes eine Rolle gespielt; Frühjahrsgewitter, Heißblühen, sagt Holzvogt Friedr. Mört warnend zu Heinrich Schlobohm, bedeutet Unglück; dieser Aberglaube durchweht das ganze Bauernspiel. — Lobend muß anerkannt werden, das sowohl die Sprache wie die Bühnenbearbeitung dem Stück die höchste Aufmerksamkeit der Zuschauer bis zum Schluß sichern. Der Verfasser hat alle Nebensächlichkeiten ferngehalten und es verstanden, knappe, lebensfrische und äußerst bühnenwirksame Bilder zu schaffen. Die Geburtstagsfeier mit der köstlichen Gestalt des Nachtwächters ist im besten Sinne echt; auch der Auftritt bei der Kartenlegerin fesselt durch Aufbau und geschickte Steigerung. Die Gestalt der Altenteilerin Stina Schlobohm hat der Verfasser, auch wenn wir ihm eine Anleihe bei Stavenhagens „*Mudder Mews!*“ anrechnen, mit starken Zügen durchgeführt, während die übrigen Personen des Stückes sich mehr mit angedeuteten Linien begnügen müssen. — Mit der Stina Schlobohm steht und fällt das Ganze. Zum Glück hat das Schiller-Theater in Uba Carl Schmidt eine Kraft, die in niederdeutschen Rollen größter Leistungen fähig ist. Sie gefaltete die Aufführung zu einem schönen Erfolg. A. Maack, M. Bourfée, R. Kofzabl, F. Kronau (der wundervolle Nachtwächter), S. Roggenkamp, Asta Fels (eine glaubhafte Kartenlegerin), A. Kofzabl und E. Gerlach müssen lobend erwähnt werden. Erfreulich ist es, daß die Mehrzahl der Mitwirkenden ein einwandfreies holsteinisches Platt sprechen. Die Ausstattung war zum Teil ganz vortrefflich. Die zahlreich erschienenen Zuschauer spendeten den Schauspielern und auch dem Verfasser, der mehrfach auf der Bühne erscheinen mußte, lebhaften Beifall.“

„*Up de Freete*“. Ein plattdeutsches Lustspiel in vier Aufzügen von Goabel (Liebhäberaufführung in Rodentkirchen).

Aber diese Aufführung entnehmen wir der „Butjadinger Zeitung“ folgendes: „Der Bierakter stellt sich als ein ländliches Lustspiel dar, das um 1850 spielt. Die Fabel des Stückes ist sehr einfach. Heino, der Sohn des reichen Marschenbauern Bakenhuis, soll Hanna Bak, die Tochter des von der Geest stammenden Pächters nicht haben. Stine, die Bäuerin, mag die Hanna nicht. Einmal stammt diese nicht von der Marsch — ein böser Matel —, dann ist sie ihr zu neumodisch, während es ihr an irdischen Gütern fehlt. Aber hat Stine ihren eigenen Kopf, so hat der Junge einen steifen Nacken. Er nimmt seine Zuflucht zur Großmutter, die zu jener Sorte von alten Leuten zählt, die schwer hören und doch immer alles wissen. Die durchkreuzt die Politik Stines, indem sie den braven Arbeiter Krummacker auf die falsche Fährte bringt. Er soll nach Stines Anweisung zu Knak gehen und für Heino um dessen Tochter Katrin anhalten, bei Bak aber eine Kuh abholen. Die Großmutter sorgt dafür, daß er es umgekehrt macht. Das ergibt dann lustige Verwechslungen, als Bak wegen seiner Tochter und Knak mit der Kuh ankommt. Aber der eigentliche Mann auf Freiersfüßen ist Heinch Gers, der

auch die Hanna umfreit, aber gegen seinen Willen bei Katrin landet, die ihn mit sicherem Griff kapert. Heinch Gers ist die komische Figur des Stückes. Er, der sich überall seiner Gerissenheit gerade in der Freierei rühmt, muß natürlich glänzend hereinfallen. Die Gegenüberstellung der beiden Freier Hannas ist ein sehr glücklich gelungener Wurf der Verfasserin. Gers glaubt ihr noch eine Gnade zu erweisen, wenn er sie nur nimmt, Heino will von Haus und Hof laufen, wenn sie nicht sein wird. Hier steckt der Nerv des Ganzen. Allerdings wird dem Heino die Sache gar zu leicht gemacht durch die übrigens gut gezeichnete Großmutter, vor der der eben noch so Trotzig recht wehleidig wird. Auch die Großmutter bemächtigt sich nicht eigentlich der Lage, sondern läßt sich durch einen bloßen Zufall den Faden in die Hand spielen. Daß gerade in dem ärmeren Pächterhause die Tochter die feinere Bildung hat, und, obgleich die Mutter fehlt, in der Wirtschaft unpraktisch sein soll, bleibt unwahrscheinlich. Doch trotz solcher Einwendungen bleibt das Talent der Verfasserin zur Gestaltung schon in diesem ersten Werk unverkennbar. Die Personen, die sie formt, sind lebenswahr und plastisch und im Charakter gut durchgeführt. Sie reden nicht nur ein echtes, unverfälschtes und ungeziertes Platt, sondern sind eben auch plattdeutsche Menschen in ihrem ganzen Fühlen und Denken. Darum dürfen wir das Stück als eine Bereicherung unserer niederdeutschen Dichtung willkommen heißen. — Die Mitwirkenden gaben sich mit größtem Eifer ihrer Sache hin, galt es doch diesmal, einem ganz neuen Stück eine gute Aufnahme zu bereiten. Am Schlusse wurde der Dichterin, Fräulein Alma Rogge-Brunswarden, ein herrlicher Blumenschmuck überreicht und wann wurde ihr noch eine Ehrung besonderer Art zuteil. Herr Professor Wisser, der bekannte Sammler holsteinischer Märchen, betrat die Bühne und setzte, während er einige warm empfundene plattdeutsche Verse sprach, der jungen Dichterin einen Lorbeerkranz aufs blonde Haupt. Es war ein schönes Bild, als hier ein treuer Horthüter niederdeutschen Sprachgutes, ein deutscher Eckehard im Silberhaar ein junges aufstrebendes Talent zur Freue gegen die plattdeutsche Sprache mahnte. Und so rufen auch wir am Schluß der Dichterin zu ihrem ferneren Werdegang und zu freudigem Weiterschaffen ein herzlich Glück auf zu."

Theater auf Finkenwärder? Aus Frankfurt a. M. wird uns ein Zeitungsausschnitt mit folgendem Bericht geschickt: „Ein Finkenwärder Mädchenbund ist im Ort entstanden, der der schulentlassenen Jugend auf Lese- und Strickabenden Unterhaltung bietet. Ferner hat die Leitung die Aufführung von Volksstücken heiteren Inhalts von dem Schweizer D. Greperz gewagt und mit diesen einen Theaterabend veranstaltet, der einen durchschlagenden Erfolg hatte. Dadurch angefeuert, beabsichtigt der Bund weitere Stücke einzuüben, nachdem sie in ihrem Dialekt und ihrer landschaftlichen Färbung in das heimliche Platt übertragen worden sind.“ — Hierzu bemerkt der Einsender: „Müssen die Finkenwärder Mädchen ausgerechnet Stücke von einem Schweizer D. Greperz aufführen und dann noch in Platt übertragen. Das ist wirklich ein starkes Stück; als ob es für Finkenwärder garnichts Anderes und Besseres gäbe!"

Sollten die Finkenwärder wirklich ihre im Felde stehenden Landsleute und Dichter Gorch Fock und Hinrich Wriede schon vergessen haben? Das wäre allerdings Schlimmeres als „ein starkes Stück"! P. W.

Ein Volkstheater in Kiel wurde vor einiger Zeit angekündigt, das „in erster Linie solche Stücke bringen soll, die geeignet sind, Sinn für Heimatkunst und Liebe zur engeren Heimat zu erwecken. Dabei soll die plattdeutsche Sprache bevorzugt werden. Die Handlungen werden dem holsteinischen Volksleben entnommen sein und die Stücke meistens in Kiel selbst oder in der Umgegend von Kiel spielen. Alte bekannte Kieler Gestalten werden wieder zum Leben erweckt und in der Tracht und Lebensart aus der Zeit unserer Urgroßväter auf der Bühne erscheinen."

Nach den bisher vorliegenden Berichten scheint auch bei diesem, wie bei so manchem plattdeutschen Theaterunternehmen der letzten Jahre Absicht und Ausführung sich nicht zu decken. Es bleibt abzuwarten, ob Herrn Direktor Dr. Martin Maack das später gelingen wird. Das erste Stück hatte den schönen Titel „Ein Kieler Großaufmann und sein Bruder vom Lande" oder „Wat na Kiel kümmt, dat verännert sich". Es soll ursprünglich dem Hochdeutschen entstammen und u. a. Anflänge an den — „Fidelen Bauer" aufweisen. P. W.



Bücherbesprechungen



Die Verleger werden gebeten, den Büchern stets eine Preisangabe beizufügen.
Die Schriftleitung schiebt den Verlegern und auch den Verfassern, soweit deren Adresse bekannt ist, Beleghefte ohne besondere Aufforderung zu.

Flos vnde Blanteflos. Kritische Ausgabe des mittelniederdeutschen Gedichtes von Otto Decker. Koftock 1913. Kaufungen-Verlag. Preis 3,50 M.

Mit diesem Buche liegt endlich die langersehnte kritische Ausgabe der mittelniederdeutschen Version der Sage von Flore und Blanche für vor. In einem ersten Teile untersucht der Herausgeber Otto Decker sorgsam die Handschriften auf ihren Stammbaum hin und die Metrik. Es folgt der kritische Text, der unmittelbar aus den Handschriften hergestellt ist, mit den Varianten unter dem Text und den Anmerkungen in einem Kapitel für sich. Im 3. Abschnitt legt der Verfasser seine Ansicht über die Entstehungszeit und Heimat des Gedichtes dar. Die Untersuchung ist so geführt, daß sie wohl widerspruchlos anerkannt werden wird. Interessant für uns Neuniederdeutsche ist die Feststellung Deckers, daß der mnd. Dichter mit derselben Schwierigkeit gekämpft zu haben scheint, wie unsere plattdeutschen Dichter von heute, — die zu erkennen ist in dem Ringen mit den Formen der literarisch noch zu wenig gepflegten Mundart. Decker setzt die Entstehungszeit an das Ende, vielleicht in das letzte Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts. Durch eine bis in alle Einzelheiten gehende Untersuchung kommt der Herausgeber zu dem Schlusse, daß das Gedicht im Gebiet des streng niedersächsischen Dialektes, und zwar in der Gegend um Osnabrück entstanden sein muß. Im 4. Abschnitt spricht Decker über das Verhältnis der mittelniederdeutschen Gestaltung zu der altfranzösischen Überlieferung der Sage. Er nimmt drei Fassungen an — von denen die erste über Nordeuropa verbreitet war, die zweite sich im Gedächtnis der südeuropäischen Völker erhalten hat, und deren dritte uns nur in einem Schöpfung, eben unserer mittelniederdeutschen Fassung, erhalten ist — die alle auf eine gemeinsame Quelle, den Urflor, zurückgehen. Diesen unternimmt Decker auf Grund der Textvergleiche der vorhandenen Fassungen zu rekonstruieren. Hierbei wird er auf lebhaften Widerspruch stoßen. Ganz sicher ist in unseren Sagen nicht immer das Folgerichtige das Ursprüngliche! Gerade da, wo sie am sonderbarsten anmuten und am fadenscheinigsten motivieren, da stecken meist die ältesten Züge. So ist sicherlich der wunderliche Turm, in dem die Jungfrau doch ganz unerklärterweise eingesperrt ist, genau so uralt wie das Ring- und Bechermotiv bei der Befreiung. Solche sagen-geschichtlichen Einwendungen beeinträchtigen aber den Wert der verdienstvollen textkritischen Ausgabe des alten Hoheliedes von Lieb und Treue nicht im geringsten.

Hannah Kuhlmann.

Wetterglaube in der Lüneburger Heide. Von Ed. Rüd. Mit Buchschmuck von F. Müller-Münster. Niederdeutsche Bucherei 15. Band. Hamburg, 1915, Richard Hermes. VI. 176 S. 8°. Broschiert 1,50, gebunden 2,00 M.

Die Äußerungen des Wetterglaubens pflegen bei den volkskundlichen Sammlungen meist etwas stiefmütterlich behandelt zu werden. Am so dankbarer müssen wir dem Verfasser sein, daß er in dem vorgenannten Werke für ein bestimmtes Gebiet alles, was sich auf Wetterglauben und -brauch bezieht, gesammelt und überichtlich geordnet hat. Dieses Gebiet ist die Lüneburger Heide und das südlich angrenzende Land bis über die Aller hinaus und ins Kalenbergische hinein. Wir lernen da die Wetterbeobachtungen und die Spruchweisheit einer mit der Natur innig verwachsenen, im landwirtschaftlichen Kleinbetrieb aufgehenden Bevölkerung kennen und gewinnen einen tiefen Einblick in ihr Denken und ihr Gemütsleben. „Neben einer feinen Beobachtungsgabe treten uns des Volkes frommer, kirchlicher Sinn, sein zähes Festhalten am Überlieferten, sein Humor und seine Phantasie, alles ausgeprägte Eigenschaften des niedersächsischen Volksgemütes, entgegen“. Viele der von Mund zu Mund fortgeplanten Wetterregeln gehen in frühere Jahrhunderte zurück, ja zum Teil reichen sie bis in heidnische Zeiten zurück. Oft läßt sich ein solcher Zusammenhang nur ahnen, zuweilen aber gelingt es auch noch, den altheidnischen Ursprung

nachzuweisen, und der Verfasser ist mehrfach solchen in die ältesten Zeiten zurückweisenden Spuren nachgegangen. Dadurch ist es ihm gelungen, den Stoff wesentlich zu vertiefen und dem Leser einen weiten Gesichtskreis zu eröffnen. Den gleichen Erfolg hat der Verfasser dadurch erreicht, daß er die ältere Literatur und analoge Wetterregeln aus den Nachbargebieten, wie Oldenburg, Mecklenburg, zuweilen auch aus entfernteren Gebieten zum Vergleiche herangezogen hat. Vermißt habe ich ein Sachregister. Es ist doch von Wert, z. B. alle Stellen über Flachsbau (S. 34 f., 54, 58, 66, 68 f.) oder die volkstümlichen Namen der Tiere und Pflanzen schnell übersehen und nachschlagen zu können. Ich nenne z. B. Gosar (154), Kröun (87), Erber und Hailebart (62, 102), Wippstert (36), Schwörken und Ewoefelt (91, 148), Sonnenlämmchen (130 f.), Ennum (130), Haßtaters (18), Miegelnken, Miegenten und Emäifen (50, 141), Metten (89, 105), Allhorn (77), Flurreresche (107). Zu dem Worte Klammvoß und Klammfuß (135) bemerte ich, daß Klammfoß und Klammfuß (auch Klammbein) in Vorpommern als Familiennamen vorkommen. Zu den Ausführungen über „tauen“ (166) möchte ich darauf hinweisen, daß das pommerische Plattdeutsch noch jetzt unterscheidet zwischen dängen (z. B. et fängt an to dängen, d. i. es tritt Tauwetter ein, der Schnee fängt an zu schmelzen) und dauen (z. B. et dau't d. i. im Hochsommer sammeln sich Taupropfen an Gräsern und Büschen). Das Wort wadel (Mondphase) scheint im Lüneburgischen zu fehlen. Der Inhalt des Büchleins ist also, wie ersichtlich, auch nach der sprachlichen Seite zu verwerten. Schließlich sei noch angeführt, was der Verfasser am Schluß sagt: „Was uns fehlt, ist eine eingehende, nach bestimmten Gesichtspunkten vorzunehmende Sammlung der Reste des Wetterglaubens in den einzelnen Teilen Deutschlands. Erst auf dieser Grundlage werden die Überlieferungen der einzelnen Landschaften in mancher Hinsicht besser beurteilt werden können“.

U. Haas.

Weltkrieg und Niederdeutschum. Kulturpolitische Betrachtungen von Jakob Bödewadt. 5. Heft der Plattdutschen Volksblätter. Garding, H. Pühr und Dircks (S. auch S. 76 und 77 des vorigen Heftes der M. a. d. N.).

Daß die plattdeutsche Bewegung außer einer kulturellen auch eine politische Bedeutung haben könnte, hätte vor dem Kriege wohl kaum jemand gedacht. Es ist das Verdienst der kleinen aber inhaltreichen Bödewadtschen Schrift, diese Bedeutung in ihrem ganzen Umfange aufzuzeigen. B. geht aus von der Stellung des Plattdeutschen oder im weiteren Sinne Niederdeutschen im Gebiete des Deutschen Reiches und findet, daß der deutsche Norden den vereinheitlichenden (zentralistischen) Wirkungen, welche die Reichsgründung im Gefolge hatte, weniger Widerstand entgegenstellte als der Süden. Daß gegen die auf Eintönigkeit hinzielenden Wirkungen der Großstädte, besonders Berlins, mehr und mehr bewußter Widerstand einsetzt, ist nur zu begrüßen. Die Zersplitterung und Kleinstaaterei, welche im Mittelalter, bis in die neue Zeit hinein, so viele Schädigungen für das deutsche Volk mit sich brachten, haben, nachdem sie überwunden sind, als Nachwirkungen das Gute hinterlassen, daß jeder Volksstamm sich in seiner Eigenart erhalten und kräftig entwickelt hat. Zur Betonung dieser Eigenart gehört in erster Linie die Pflege der Mundart. — Von dem großen Zweige der deutschen Volksfamilie, dem Niederdeutschum, ist nur ein Teil in den Grenzen des Deutschen Reiches politisch vereinigt. Daß dem so ist, daran trägt die politische Ohnmacht des Deutschen Reiches im Mittelalter die Schuld. Aber auch die neuere Zeit hat nicht genügend die nationale Pflicht erfüllt, über die einmal gegebenen politischen Grenzen hinweg die kulturellen Beziehungen mit den Stammesgenossen zu pflegen. So war es möglich, daß die Blamen, von Franzosen und Walen bedrängt, anstatt bei Deutschland Anschluß zu suchen, gegen es mit Mißtrauen erfüllt wurden, und daß wir auch bei den Holländern wenig Verständnis und Zuneigung finden. Er ist daher ganz richtig, immer wieder zunächst den Blamen gegenüber, deren politisches Schicksal jetzt von den deutschen Waffen abhängt — zu betonen, daß in Deutschland niemand daran denkt, ihnen Sprache und nationale Eigenart zu rauben. Bödewadt führt aus, daß gerade die niederdeutsche Bewegung, indem sie auch innerhalb des Deutschen Reiches die Eigenart der niederdeutschen Stämme pflegt, eine Stütze für die Blamen in ihrem Kampf und die Erhaltung ihrer Eigenart sein

fönnen. Diese Überzeugung kann natürlich nur durch besseres gegenseitiges Kennenlernen gewonnen werden. Dazu hat nun der Krieg Erhebliches beigetragen durch die zahlreichen niederdeutschen Soldaten und Beamten, die der Kriegsdienst in das stammverwandte Land geführt hat. In diesem Sinne für einen kulturpolitischen Zusammenschluß zu wirken, haben auch schon hervorragende Geister aus dem Lager der Vlamen unternommen. B. jetzt zum Schluß an, die Aufgabe einer gemeinsamen Rechtschreibung für alle niederdeutschen Mundarten in Angriff zu nehmen und auch in den Schulen die niederdeutsche Sprache zu pflegen.

Das Problem Belgien. Es lebe der Geuse. Von R. Zimmermann. Verlag Eugen Neiderichs, Leipzig und Jena 1915.

Das sehr subjektive Buch erregt widerstreitende Gefühle. Es ist sehr anregend geschrieben, von künstlerischem Geiste durchhaucht und geformt, und außer den starken Eindrücken von de Costers Alenspiegel sind offenbar auch persönliche Erlebnisse am Werk gewesen; denn die Intuition ist stark, und plastisch treten die Gegensätze Belgiens in ihrer Mannigfaltigkeit hervor.

Aber das künstlerische Behagen, das die geistreiche Gestaltung weckt, kommt von einer Lichtquelle, die starke Schatten wirft: Diese Subjektivität ist an eine Beurteilung gebunden, die weder gerecht noch politisch klug ist. Kein ernst zu nehmender Politiker dürfte die Idee auch nur für erörterenswert halten, auf dem „Belgien“ genannten Boden protestantische Kräfte gegen die katholischen ins Feld zu schicken. Wir müssen das nicht nur als vergebliches Unterfangen ansehen, sondern vom besonders niederdeutschen Standpunkt schon das bloße Spiel mit einem derartigen Gedanken zurückweisen: Die größte Kraft des Vlamen wurzelt in seiner Religiosität; diese ist nun einmal — man mag das bewundern oder bedauern — mit dem katholischen Bekenntnis aufs engste verwachsen; kein Niederdeutscher kann wünschen, daß diese Kraft des ihm stammverwandten Volkes geschwächt werde zugunsten eines liberalen Protestantismus, der in jenen Gebieten erfahrungsgemäß nicht den völkischen, sondern den internationalen, d. h. den franzosenfreundlichen Strömungen zugute kommt. Daß die meisten höheren Geistlichen vlamenfeindlich sind und waren, hängt mehr mit Belgien als mit dem Katholizismus zusammen; dem ist entgegenzuhalten, wie mancher gläubige Priester unter den Vlamen der Vorkämpfer für seine germanische Muttersprache geworden ist.

Dennoch ist das Buch, gerade in seiner Subjektivität, gegenwärtig wertvoller als so manche, von seiner eigenen Anschauung getragene, von keinem Erleben durchglühte Vorstellung, die sich das deutsche Publikum während dieser Kriegsjahre bieten ließ; denn es zwingt den Leser zur Teilnahme, zur Parteinahme, zum Nachdenken.

Ottjen Alldag un sien Lehtied. Een Vertellsel ut'n Bremer Kopmannsleben. Von Georg Droste. 1. bis 3. Tausend. Niedersachsen-Verlag Carl Schünemann. Bremen (o. J.) Brosch. 2¼, geb. 3 Mk.

In diesem Buche gibt Droste dem im 8. Jahrgang besprochenen „Ottjen Alldag un sien Kaperstreiche“ eine Fortsetzung. Der „Kaper“ von damals hat sich zu einem Kaufmannslehrling entwickelt, und das Buch kann man wohl als die erste plattdeutsche Erzählung aus dem Großkaufmannsleben bezeichnen. Ottjen ist ein prächtiger offener Junge gelieben, der es durch Fleiß und Vertrauenswürdigkeit zu gutem Ansehen bei der alten Firma A. W. Schröder & Sohn bringt, ohne daß er sich gerade als der Übermusterknaube hervorbrängte, der durch so manchen Entwicklungsroman läuft. Das Haus Schröder gibt einen schlichten Schauplatz für Alldags Wirken ab. Größere Teilnahme als die beiden „Scheffe“ der Firma dürften im allgemeinen die „Leute“ gewinnen, namentlich die Küper und die Kontoristen, dann aber auch der treue Hausgeist Frau „Tschä eben“. Außer ihr blickt noch eine andere brave Frau hin und wieder mit ihren treuen Augen in die Geschehnisse hinein: Ottjen Alldags Mutter.

Eine der schönsten Seiten des Buches ist die Schilderung bremischen Lebens in der Zeit nach dem deutsch-französischen Kriege. Droste schöpft hier aus seiner Erinnerung aus jener Zeit, da er die Welt nicht nur mit seinem geistigen Auge aufnehmen durfte. Aber sein heutiger körperlicher Mangel hat sein Buch nicht

beeinflusst: man merkt es ihm kaum irgendwo an, daß es Droste nicht vergönnt war, sein Werk im Manuscript oder im Probedruck zu sehen.

Was Dr. Bonhof in sprachlicher Hinsicht an dem ersten Bande lobte, kann man von dem zweiten nur wiederholen: auch dieser neue Band ist eine Fundgrube für eigenartige Ausdrücke und Redensarten. Es finden sich auch zahlreiche Belege für gewisse Vokalverschiebungen in der bremischen Aussprache. Alles in allem: Alldags Lehrtrieb ist ein Buch, daß nicht nur den „Tagebaren“ fesseln wird. Es sollte jeder Niederdeutsche lesen, besonders aber jeder Hanseat. Ihm könnte es als ein Wegweiser zur Erkenntnis seiner schwesterstädtischen Hansseatentums dienen, wie sie Lichtward vorgeschwebt hat. Paul Wriede.

Swinegel-Geschichten. Vortellst von Karl Beyer (C. Beyer), 3. Aufl. Schwerin i. Mecklb. Hofbuchhändler Friedrich Bahn. Preis 1 M.

Woans de Swinegel geburn un tagen würd — De Swinegel geiht up de Wannerschaft — Nu will de Swinegel frigen — De Swinegel hett frigt un wo em dat bekümmt — Dat Wettlopen twischen den Swinegel un den Hasen — Dat Brüben geiht um — so überschreibt Beyer die Kapitel, in denen er die Erlebnisse eines Igels, einer Igelfamilie vorführt. Zur Abänderung der Lebensgeschichte seines Igels benutz er in Kap. 5 u. 6 die bekannten vorzüglichen Igelgeschichten von Schröder und Brinckman, die er im Dialekt der voraufgegangenen Kapitel bietet. Es kommt dem Verfasser aber nicht nur darauf an, uns die kleinen Stacheltiere in interessanten Bildern vor die Augen zu malen; er will uns vielmehr unter den gezeichneten Tieren Menschen mit ihren vielen kleinen und großen Schwächen schildern. Und das gelingt ihm ausgezeichnet. Daß er dabei über eine gute Dosis Humor, die bisweilen eine satirische Färbung annimmt, verfügt, gereicht dem Büchlein zur besonderen Empfehlung.

J. von Harten.

Lütt Vertellen von Ludwig Kreuzer. För de Plattdütsch Bill to Swerin rutgeben von H. K. A. Krüger. Verlag von Ludwig Davids, Swerin (Mecklb.) 20 Pf.

Kreuzer, der Schwanddichter, wird uns hier als ein vortrefflicher Volkserzähler vorgestellt. Die kleinen Proben erwecken den Wunsch nach näherer Bekanntschaft. Die drei in dem Heft enthaltenen Erzählungen sind dem Bosh- und Haaskalender entnommen, für den Kreuzer schrieb. In dem ersten „He müßt“, dem schnurrigen „Revolutschon in Düwisch“ und dem besonders humorvoll und fein erzählten „Peiter Suhr, de letzte Mecklenburgische Hofnarr“ zeigt Kreuzer vielfach verwandte Züge mit dem Jeverischen Kalendermann Theodor Dirks. Gelegentlich vorkommende sprachliche Sorglosigkeiten Kreuzers könnten in E. bei einer neuen Auflage gern mit sanfter Hand beseitigt werden.

Paul Wriede.

Semper-Lieder. Tier-, Kinder- und Minnelieder. Worte und Weisen von Georg Semper. Für Laute bearbeitet von Niels Sörnsen. Verlag von Friedrich Hofmeister in Leipzig. Preis 1,50 M.

Die alte Klage über den Niedergang unseres Volksgefanges sollte wirklich bald verstummen. Es ist nicht wahr, daß wir, wie es heißt, selbst gänzlich unproduktiv auf diesem Gebiet, unsere Volkslieder allein aus früheren liederreicheren Jahrhunderten herüber holen müßten. Fast täglich entstehen neue Volkslieder. Wir merken's nur nicht, weil wir uns nicht aus den neuen Kulturbedingungen unserer Zeit die ganz anderen Wirkungsmöglichkeiten der neuen Volkskunst eingestehen wollen. Die Zeiten sind vorbei, wo der Volksliedfänger namenlos blieb und die Verbreitung seiner Lieder allein der mündlichen Überlieferung anvertraute. Aber gegen alle neue Volkskunst, die uns auf dem Wege des Druckbogens entgegenkommt und die wir mit Blindheit Geschlagenen nicht mehr aus dem Munde des Volkes „schöpfen“ können, hegen wir nun mal wie vor jedem Neuen zuerst Mißtrauen. Zu ungehörig, daß Volkslieder heute nicht mehr ausschließlich romantischerweise im letzten Dorfswinkel entstehen sollen, sondern am Ende gar an einem Schreibtisch! Also nochmal: Das neue Volkslied ist lange da. Daß es ein Volkslied im alten Sinne werde, dazu fehlt nur, daß es, aus dem Gesamttempfinden des Volkes durch eines Sängers Mund geworden, wieder in die Gesamtheit des Volkes übergehe. Will sagen: daß wir es singen und damit wieder zu Eigen erwerben.

Ich weiß nicht, was wir uns an Liedern noch besseres wünschen wollen als die kleinen feinen Tier- und Kinderlieder Georg Sempers. Sie sind einem so aus dem Herzen gesprochen, daß man beim ersten Hören jedesmal denkt: Ja, ganz recht, so meint' ichs auch. Und hört man sie wieder, so glaubt man alte liebe Bekannte vor sich zu haben, die einem niemals neu und fremd gewesen sind. Eigenartig ist in diesem Liederheft Sempers, daß die vier hochdeutschen Minnelieder, die es einleiten, von den übrigen zehn plattdeutschen Tier- und Kinderliedern grundverschieden sind. In ihrem Melodienbau von großer musikalischer Schönheit und besonders für einen Bassisten zum Vortrag außerordentlich dankbar, sind sie doch fast formlos; während die plattdeutschen Lieder [die übrigens bis auf das wonnige „Greitn mit de Snubensnut“ auch in dem kleinen Liederheft, „Vadder is en Landwehrmann“ der „Plattdütschen Volksböler“ enthalten sind] offenbar durch das Gerade, Straffe der Sprache den Komponisten zu einer eben so straffen, geschlossenen Liedform gezwungen haben. Diese letzteren sind nach Wort und Weise allerbeste Volkslieder, und es wäre wirklich eine lohnende Aufgabe, sie in Schule und Haus einzuführen. Daß man ihnen in einzelnen Wendungen den Klang der Bassstimme anmerkt, scheint mir als eine persönliche Note kein Fehler zu sein [Interessant ist z. B., daß man dem Liede „Kum, lütte Katt“ in der Entfernung einer Terz leicht eine hellere Oberstimme hinzufügen kann, ohne damit der eigentlichen, dunkler gefärbten Weise irgendetwas von ihrer Schönheit zu nehmen.]; nur eins ist dem Komponisten zu wünschen: daß er seine hin und wieder auftretende Neigung zu Schnörkeln bekämpft. Kann man sich auch in deren Absicht hineinfühlen, so wirken sie doch stets als Fremdkörper. Und noch eins: Wenn Semper die Lautenbegleitung zu seinen Liedern hinfort selbst ausschreiben wollte, so würde sie sicher beweglicher ausfallen und nicht so steif wie bei Niels Sörnsen. Da ließe sich bei dem Reichtum der Melodien Sempers viel mehr sagen.

Friz Jöde, Volksdorf.

☐	Aus Zeitschriften und Tageszeitungen	☐
Alle Leser, besonders Autoren und Redaktionen werden gebeten, uns über das Erscheinen von Aufsätzen aus dem Gebiete der niederdeutschen Sprache und Literatur zu unterrichten. Belegblätter sind erwünscht.		

Gorch Fod. Von Conrad Borchling (Die Lit. Gesellschaft, 2. Jhg. Nr. 2).
Guido Gezelle, ein Sänger Blanderns. Von Prof. Wilhelm Schölermann (Rölnische Volkszeitung, 9. Janr. 1916).

Friz Reuter. „Aus dem Lande Dörchläuchtings.“ Betrachtungen von Prof. Dr. Marg Möller (Velhagen und Klafings Monatshefte, März 1916).

Wörtererklärungen. „Rattrepel“. Von Erwin Volkmann (Hambg. Fremdenblatt, 13. März 1916).

Volksprache und -dichtung. „Ein alter Blankenburger Neujahrsbrauch“. (Zentralanzeiger, Magdeburg, 12. Janr. 1916). — „Martensabend“. Von Ebr. Flems (Braunschv. Heimat, 6. Jhg. Nr. 4). — „Mann und Frau in nordischen und niederdeutschen Fabeln“. Von Simm Kröger (Zeitschrift für Wissenschaft usw. der Hamburger Nachr., 1916 Nr. 4). — „Von Hunnen un Ratten, Dissen un Esels“. Aufgezeichnet von Paul Wriede (Hamburger Woche, 11. Jhg. Nr. 6). — „Drei ist Bremer Recht“. Von Erich Kinder-vater (Bremer Nachr., 13. Febr.). — „Der alte hannoversche Korporal“. Von H. K. A. Krüger (Hannoverland, 1916 Nr. 3 u. 4). — „Hannover und Ostfriesland in der niederdeutschen Lyrik“. Von O. Welzien (Hannoverland, 1916 Nr. 3 u. 4). — „Das Rheinische Platt“. Von E. Nörrenberg (Generalanz. f. Düsseldorf, 19. März.) — „Volksfagen aus Mecklenburg. Wassersagen“. Von R. Wossidlo (Mecklenburg, 11. Jhg. Nr. 1). — „Sprachliches aus dem Kreise Diepholz“. Von L. Wieher (Niedersachsen, 21. Jhg. Nr. 13). — „Der Humor in der deutschen Soldatensprache“. Von E. Imme (Zeitschr. des Vereins f. rhein. u. westf. Volkskunde, 13. Jhg. Nr. 1). — „Westfälisch-plattdeutsche Kriegslirik“. Von F. Wippermann (Röln. Volkszeitg., 30. März).

Holländisch-niederdeutsche Wiedergeburt. Von Adolf Leutenberg, (Der Tag, 16. u. 17. Febr. 1916). — „Holländisch als Gymnastikfach?“, Von Geheimrat Friedrich Cröners (Der Tag, 1. März).

Blämische Sprache und Art. (Bezelle s. oben). — „Das vlämische Volk“. Von Toni Kellen (Der Panther, Leipzig, Februar 1916). — „Blämische Wiedergeburt. Zur Errichtung der vlämischen Hochschule in Gent.“ Von Jacob Bödewadt (Hannov. Anzeiger, 5. Januar). — „Blaamische Hoogeschool“. Von F. S. (Tägliche Rundschau, 6. Janr.). — „Die Genter Hochschule wird vlämisch!“ Von Dr. Conzen (Köln. Volkszeitg. 11. Janr.). — „Die Bedeutung einer vlämischen Hochschule“. Von Franz Fromme (Deutsche Rundschau, Februar 1916). — „Die vlämische Hochschule in Gent und die Rechtsfrage“. (Köln. Volkszeitg., 6. Febr.) — „De Vervlaamsching der Gentsche Hoogeschool“. Von Dr. L. Brulez (Dietsche Stemmen, Janr. und Febr. 1916). — „Alte und neue Unterlassungsfünden in Bezug auf Belgien“. Von Prof. Dr. Konrad Beyerle (Der Tag, 7. März). — „Das deutsch-vlämische Sängerefest in Gent 1847“. Von Leo Schwering (Kölnische Volkszeitg., 5. März). — „Blämische Fortschritte“. Von Jacob Bödewadt (Hambg. Fremdenbl., 1. März). — „Der Poesjenellenteller in Antwerpen“. Von Geh. Rat Prof. Dr. Albert Röstler (Leipziger Neueste Nachr., 26. März).

Neuplattdeutsche Bewegung. „Plattdeutsch im Seminar“. Von Wilhelm Börker (Brauschw. Heimat, 6 Jhg. Nr. 4).

	Aus der Vereinigung Quickborn in Hamburg	
--	---	---

Quickbornmitglieder im Kriege. Nachtrag. (Vgl. S. 33, 34, u. 79 ds. Jhgs.) Bis zum 31. März wurden uns als im Dienste des Heeres oder der Flotte stehend noch bekannt: Albert Albershardt, Herm. Barnstorf, John Beckmann, Dr. Erich Böttcher, Willy Burmeister, Ernst Deetjen, Walter Gloy, Rich. Göhre, Dr. Götsch, Heinr. Grewsmühl, S. Grünhagen, E. Gurcke, Walter Guthknecht, Arnold Hadensfeldt, Ab. Hogrefe, Hans Alb. Hüffel, Fris Husmann, Franz Klüber, Otto Kutschka, stud. theol. Hans Lambrecht, Rob. Lenz, G. Lohse, Lüpken, stud. phil. Herm. May, A. S. Petersen, Roggash, stud. phil. Rohde, W. Röhl, Fr. Samtleben, Joh. Schängel, stud. phil. Herbert Schorr, Heinr. Schramm, Martin Schumann, Fris Specht, W. Thomsen, Joh. Tottewitz, Hans Walter, Hans Wede, Karl Winter, Paul Wulff.

Für's Vaterland starben ferner: Paul E. Sibeth (von 1908—1913 Vorstandsmitglied des „Quickborn“), Dr. Otto Tobler, G. Wilder.

Mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse wurde ferner ausgezeichnet: Dr. med. Aug. Predöhl.

Ergänzungen dieser Liste werden dringend erbeten!

Jahresbeiträge 1915/16. Mit herzlichem Dank wird bestätigt, daß vom 1. Januar bis 31. März 1916 folgende Mitglieder unserer Vereinigung erhöhte Jahresbeiträge gezahlt haben:

a) statt 6 Mark

- 100 M. die Literarische Gesellschaft zu Hamburg.
je 10 „ Chr. Christiansen, Enrique Hagelstein, E. Ludolphi.
7 „ Heinr. B. E. Schulz.

b) statt 3 Mark

- je 6 M. Frau Regierungsrat von Benedendorff und von Hindenburg (Breslau), Prof. G. Chr. Coërs (Braunschweig), Joh. C. Fehrs (Reinbek), Hugo Fischer (Lima), Hans Gloy (Bergedorf, a. St. im Felde), Kommerzienrat Konsul Alb. Goldbeck-Löwe (Stockholm), Fr. Grefner (Wilhelmsburg), stud. phil. R. Lüth (Greifswald),

3. St. im Felde), Louis D. Petit (Leiden), Dr. D. Seebobm (Bergedorf), Herm. Stachow (Blankenese), A. J. van Vessum (Altrecht).
- 5 Mr. Dr. Erich Böttcher (Kendsburg, 3. St. im Felde).
- je 4 " Dr. Hans Haupt (Erfurt), Frh. G. Zverfen (München), Rechnungs-
rat Schönbaum (Glückstadt), Christoph Zengel (Moraas).
(Soweit ein Ortsvermerk fehlt, ist der Wohnort Hamburg).
Dr. Reimers, Kassierer.

Für die Niederdeutsche Kriegsbücherei spendeten vom 1. Januar bis 31. März 1916:

- 500 Mr. die Johann-Peter-Averhoff-Stiftung (Hamburg).
20 " H. Saate (3. St. Lugano).
5 " Prof. Jul. Leithaeuser (Barmen).
3 " N. N. (Altona).
2 " S. R. (Hamburg).

Den Eingang dieser Beträge bestätigt mit herzlichstem Dank

Dr. Reimers, Kassierer.

Herr Georg Semper (Hamburg, 3. St. im Felde), schenkte 200 Exemplare seines Liederheftes „Vadder is en Landwehrmann“.

Für alle obigen Spenden dankt herzlichst

Paul Wriede, 1. Vorsitzender.

Wie dringend erwünscht plattdeutsche Bücher im Felde immer aufs neue sind, geht auch aus der Bitte hervor, die der Generalmajor Haevernick an plattdeutsche Vereine in Altona und Rostock aussprach:

„Ik hew breeudufend Plattdütsche in min Brigad. Schickt mi för de wat to lesen! De Kerls maken uns' Waterkant Ehr un gröten Ju dörch mi“.

Werbungen für den „Quickborn“. Für die Werbung eines Teiles der der auf S. 124 genannten neuen Mitglieder erwarben sich Anspruch auf unsern Dank die im Felde stehenden Mitglieder: Dr. E. Böttcher, Georg Finte, H. Grewsmühl, H. Libnau, H. Puttfarcken, Dr. W. Stammler, Carl Wolff; ferner: Dr. Ing. Paul Berge (Griesheim), Prof. Dr. Rich. Dohse (Frankfurt a. M.), Andreas Escher (Oldenburg i. Gr.), Franz Fromme (Lübeck), Peter Lange (Stade), Georg Rufeler (Oldenburg i. Gr.), W. Capobus, F. Dowidait, Herm. Grobe, Frau Hannah Kuhlmann, Johs. E. Kabe, Carl Rüdemeier, Paul Wriede (Hamburg). Als Werber nachzutragen ist noch Herr Ferd. Braune (Hamburg).

Herr Andreas Eschen, der selbst erst seit 1. Dezember 1915 dem Quickborn angehört, warb bis zum 31. März bereits 14 Mitglieder. Als „Oberwerber“ aber dürfen wir wohl Herrn Carl Wolff bezeichnen, der bis jetzt schon 23 seiner Kameraden dem Quickborn zugeführt hat.

Wichtig für Heeresangehörige! Das 9. Quickbornbuch „Nar Deck überall!“ von Gustav Goedel ist soeben erschienen und an die Mitglieder verschickt worden. Für die Versendung an die im Heeresdienst stehenden Mitglieder ist — soweit sie uns bekannt war — die Heimatanschrift genommen worden, sonst die Feldanschrift. Einmal kann das Buch nur verschickt werden.

Nach bezüglich unserer Zeitschriften werden wir uns in Zukunft mehr Beschränkung auferlegen müssen. Wir empfehlen daher, uns aufzugeben, wobin diese gewünscht werden, ob nach Hause oder ins Feld.

Mitgliederversammlungen. (Kleine Vortragsabende.) 173. Mitgliederversammlung. Dienstag, den 8. Februar 1916 im Patriotischen Gebäude. Hermann Wette ist früh als plattdeutscher Dichter hervorgetreten. Schon 1884 erschienen niederdeutsche Poesien in seinem Buch „Was der Wind erzählt“. Später hat er — abwechselnd mit hochdeutschen Romanen und Dramen — die plattdeutschen Gedichtbände „Westfälische Gedichte“, „Neue westfälische Gedichte“, „Pingsstebäumen“ und „Westfälische Kriegsgedichte“ herausgegeben. Im Februar war Wette, wie vor ihm schon mancher Dichter aus Westfalen-land, bei uns zu Gast, um der Quickborngemeinde aus seinen plattdeutschen Werken vorzulesen und gerade hier fühlte er sich recht in seinem Element, er-

wies er sich als ein Dichter-Vorleser, wie man ihn besser nicht wünschen kann. Der Dichter mit dem ausdrucksvollen Kraustopf wußte von den ersten Worten an die zahlreich erschienenen Zuhörer in seinen Mann zu schlagen und seine eigenartige Vorlesungsweise und die kernigen Bemerkungen zwischen den einzelnen Gedichten brachten immer wieder neue Reize. Wettes Gedichte weisen eine reiche Gefühlsabtönung auf: Begeisterung für das Große, Freude am Kleinen, daneben eine erstaunliche Handhabung der Sprache und des einzelnen Wortes, die denn auch den Zusehern gern ergriffene Gelegenheiten geboten hat. Der Dichter wurde auch als Vorleser der ganzen Stufenleiter vom tiefen Ernst bis zum schalkhaften Humor gerecht. Besonders starke Wirkungen erzielten die Gedichte im Volksliedton, die Kriegsgedichte und das Lebensbild vom verlorenen Sohn, das ein Kritiker treffend mit einem dreiteiligen Altar-bilde verglichen hat. — In einer Schlußansprache gedachte Wette rühmend der Quickbornarbeit, die der plattdeutschen Bewegung, zum Heile der deutschen Sprache, neue Wege gewiesen und die auch mit dazu beigetragen habe, daß man jetzt in Süddeutschland mehr Verständnis für norddeutsches Wesen zeige. — Zu Beginn der Sitzung hatte der erste Vorsitzende an Gustav Falke erinnert, der zwar seine Dichtungen zumeist in hochdeutscher Sprache verfaßt habe, dessen kleine Gaben plattdeutscher Lyrik und Gestaltung norddeutscher Menschen aber auch dem niederdeutschen Verein Grund genug gäbe, seiner in Wehmut zu gedenken.

P. W.

174. Mitgliederversammlung, Dienstag, den 14. März, im Hörsaal A des alten Johanneums. P. Wiede leitete den Abend ein mit Danksgängen an die Oberschulbehörde für die Überlassung des Hörsaals A im alten Johanneum und die Johann Peter Averbhoff-Stiftung für die Unterstützung der Niederdeutschen Kriegsbücherei des Quickborn. Herzliche Worte galten dann dem verstorbenen, durch seine Vorträge in bester Erinnerung stehenden Rektor Heinrich Ohrt und dem auf dem östlichen Kriegsschauplatz vom frühen Tode ereilten früheren Vorstandsmitgliede Paul E. Sibeth.

In einem längeren, mit verdientem Beifalle aufgenommenen Vortrage behandelte sodann Professor Dr. Borchling das Leben und die literarische Bedeutung des vlämischen Dichters Hendrik Conscience, dessen wesentlichen Inhalt die Leser in dem Hauptaufsatz dieses Heftes finden.

Die **Vereinsbücherei** befindet sich im staatlichen Deutschen Seminar, Hamburg, Rothenbaumchauffee 36. Die Bücher werden (mit Ausnahme der Wörterbücher und der noch nicht gebundenen Bücher) Mittwochs vormittags von 11 bis 12, abends von 8 bis 9 Uhr ausgeliehen.

Als **Geschenke** oder **Pflichtexemplare** von den Verfassern (laut § 6 unserer Satzung) gingen bis Ende März ein: „Jims Skinner“ von Jul. Abeler, „Alt Kriegstiden“ von W. Seemann, Weisen von Fritz Jöde, „Ringel Rangel Rosen“ von Fritz Jöde endlich einige der in diesen Blättern besprochenen Werke, von den Referenten freundlichst der Vereinsbibliothek überlassen. Allen gütigen Gebern sei herzlichst gedankt!

Durch Kauf kamen weitere Werke hinzu.

Den Mitgliedern sei eine eifrige Benutzung der Vereinsbibliothek wiederholt empfohlen. Ein übersichtlicher Zettelkatalog steht in der Bibliothek zur Verfügung.

Wir sammeln plattdeutsche Kriegsdichtungen für unser Kriegsarchiv, sind daher jedem Verfasser oder Leser dankbar, der uns solche entweder einsendet oder wenigstens nachweist. Für die uns bisher eingeschickten Dichtungen sagen wir besten Dank.

Wohnungsänderungen beliebe man, um eine Verzögerung in der Zusendung der Drucksachen zu vermeiden, recht frühzeitig anzumelden.

Das nächste Heft der „Mitteilungen aus dem Quickborn“ erscheint voraussichtlich im Juli, das des Unterhaltungsblattes „Plattbüsch Land un Waterkant“ im Juni 1916.

Schriftschluß für das vorliegende Heft: 30. April 1916.

Neue Mitglieder.

(1. Januar — 31. März 1916.)

Hamburg: John Beckmann**
 " Willy Burmeister**
 " Carl S. Th. Carstens
 " Chr. Christiansen
 " Walter Gloy**
 " Richard Göhre**
 " Herbert Grünhagen**
 " Jonni Groth
 " Hans Heinrich Kruse
 " Hans Lambrecht**
 " Robert Lenz**
 " C. Ludolphi
 " Hans Lüth**
 " Walter Roggatz**
 " Friedr. Samtleben**
 " Emil Scharnberg
 " Friedrich C. S. Schmidt
 " Carl Schneider
 " Friz Specht**
 Cuxhaven: stud. phil. Herbert Schorr**
 Finkenwärder: Adolf Albershardt**
 Volksdorf: Friz Jöde
 Bremen: Ernst Deetjen**
 " Prof. Dr. Hermann Fardel
 Lübeck: Heinr. Grewsmühl**
 Altona: E. Cordes
 Bergshufen: Hans Walter**
 Edendorf: Heinr. Schramm**
 Flensburg: Otto Rutscha**
 Harnstorf: J. S. Petersen**
 Hensstedt: Christoph Löptien**
 Högelund b. Leck: W. Thomsen**
 Hufum: Joh. Schäzel**
 Kiel: Hans Wede**
 Mersendorff: Arnold Hadensfeldt**
 Nersdorf: Martin Schümann**
 Reinbek i. S.: Walter Guthnecht**
 Rendsburg: Dr. Erich Böttcher**
 Westerland (Sylt): Dr. Hanns Koch
 Rensfeld b. Schwartzau:
 Joh. Fottewig**
 Moraas i. M.: Christoph Zengel
 Rostock: stud. phil. Rohde**
 Stettin: Prof. Dr. A. Haas
 Aurich:
 stud. theol. Heinrich Lambrecht**
 Cordingen: Adolf Hogrefe**
 Göttingen: Geh. Reg.-Rat Prof. Dr.
 Edward Schröder**
 Hannover: Hermann Barnstorf**

Akademische Leschalle, Göttingen
 Königliche Bibliothek, Berlin
 Königl. Universitäts-Bibliothek, Halle a. S.
 Landes- und Stadt-Bibliothek, Düsseldorf.

„Friz Reuter“ Verein für plattdötsch Sprak un Ort, Stettin.

Hannover: W. Geiß
 " Karl Winter**
 Harfeld: Dr. Georg König
 Holzwinden:
 stud. phil. Hermann Nag**
 Lamstedt: W. Meyn
 Lebe: Friz Husmann**
 Lüneburg: Wilhelm Wriede
 Mittelnkirchen: Pastor Müller
 Stade: Professor Scholz
 Wilhelmshaven: Paul Wulff**
 Holle b. Wüfing: Pastor Krewe
 Hundsmühlen: Hauptlehrer Schole
 Oldenburg i. Gr.: Prof. Dr. Amann
 " Fr. Meta Beder
 " Fr. Martha Bruns
 " Fr. Martha Bultmann
 " Heinrich Dünne
 " Wilhelm Frankfen
 " Friedr. Heinen
 " Dr. phil. Heinr. Mammen
 " Karl Oken
 " Medizinalrat Dr. Roth
 " Prof. Bernhard Winter
 Osterburg: Bernh. Lampe
 Sande (Zeverland): Gerhard Lohé**
 Ahlen i. W.: Jul. Abeler
 Crefeld-Pinn: Fr. Maria Kalder
 Düsseldorf-Gerresheim: Gust. Struwer
 Elberfeld-Sonneborn:
 Frau Oberin Selma Möller
 Uhrsleben: E. Romber
 Berlin: Heinrich Eduard Linde-Walter
 Kyritz: Carl Guertler
 Potsdam: Friz Braas
 Rathenow a. S.: Tierarzt Dr. Götsch**
 Wriezen a. D.: Hans Albrecht Siedel**
 Elbing: Frau Anna Hojemann
 Leipzig:
 Geh. Studienrat Dr. Paul Lehmann
 Breslau: Frau Regierungsrat von
 Benedendorff und von Hindenburg
 Frankfurt a. M.: Kurt S. Basse
 Schwanheim b. Frankfurt a. M.:
 Dr. Friz Klatte
 Marburg (Lahn): Prof. Dr. Brede
 " Franz Klüber**
 Hinterzarten: M. Studenberg (Haus
 Quickborn).

**) 3. 3. im Felde oder sonst im Dienste des Heeres oder der Marine.

Herausgegeben für die Vereinigung „Quickborn“ in Hamburg und verantwortlich geleitet von
 Paul Wriede, Hamburg 25. Einzelabgabe durch den Quickborn-Verlag G. m. b. H. in Hamburg.

Druck von J. J. Augustin in Glückstadt und Hamburg.